H. F. Raif

Bez. Freiburg i. Pr.

1911.

DIE URTEILE DER DEUTSCHEN ÜBER DIE FRANZÖSISCHE NATIONALITÄT

AM ENDE DES 18. JAHRHUNDERTS.

INAUGURAL-DISSERTATION

ZUR ERLANGUNG

DER PHILOSOPHISCHEN DOKTORWÜRDE

VORGELEGT DER

HOHEN PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT
DER ALBERT-LUDWIGS-UNIVERSITÄT
ZU FREIBURG I. BR.

ACAD.
GO. BAT.
BIBL.

VON

AUGUST FRIEDRICH RAIF
AUS KARLSRUHE.

[Diss. Freiburg i. Br.]
1911.

BERLIN UND LEIPZIG
DR. WALTHER ROTHSCHILD
1910.

Die Dissertation ist ein von der Hohen Philosophischen Fakultät genehmigter Teildruck. Die ganze Arbeit erscheint unter dem Titel: **„Die Urteile der Deutschen über die französische Nationalität im Zeitalter der Revolution und der deutschen Erhebung“** in den „Abhandlungen zur Mittleren und Neueren Geschichte, herausgegeben von Georg v. Below, Heinrich Finke und Friedrich Meinecke“ im Verlage von Dr. Walther Rothschild, Berlin und Leipzig 1911. —

Das Inhaltsverzeichnis ist vollständig abgedruckt.

Meinen lieben Eltern.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

I. Kapitel. **Einleitung** (Aufgabe und Plan der Untersuchung) . . . . . 1— 12

J. H. Meister 2
J. Kant 4
J. H. Campe 9

II. Kapitel. **Die Urteile der deutschen Weltbürger** . 13— 36

G. Forster 13
F. Chr. Laukhard 17
G. Kerner 19
K. E. Oelsner 20
G. A. v. Halem 21
„Minerva“ 22
Archenholz 22
Graf v. Schlaberndorf 25
J. F. Reichardt 29
E. Brandes 33
A. W. Rehberg 34

III. Kapitel. **Der klassische Idealismus und Humanismus** 37— 58

W. v. Humboldt:
Sein Charakterbegriff 38
Quellen und Dokumente seiner französischen Charakterstudien 41
Sein Bild vom französischen Nationalcharakter 42
Überwiegendes Verstandesleben 43
Einfluss auf Kunst 44
auf Sprache 46
auf Philosophie 46
auf Ethik 47
Grundfehler des französischen Charakters 48
Annehmlichkeit eines Aufenthalts in Frankreich . . . 50
Wert des Humboldtschen Urteils . . . . . .

Seite

Schiller 53
Goethe 55
Am Ende des Jahrhunderts 55
In späteren Jahren 56

IV. Kapitel. **Die deutsche Romantik** . . . . . 59— 70
Novalis 60
A. W. Schlegel 61
Friedrich Schlegel 62
H. Steffens 68

V. Kapitel. **Fichte und die Franzosen** . . . . . 71— 80
Vor 1806 72
Reden an die deutsche Nation 73
Der deutsche Charakter 74
Der französische Charakter 75
Intellektuelle Eigenschaften 75
Moralische Eigenschaften 78

VI. Kapitel. **Die weiteren Kreise des gebildeten Deutschland** . . . . . 81—106
W. v. Burgsdorff 83
J. v. Voss 86
Fr. v. Cölln 89
J. Görres 91
Fr. Perthes 96
Fr. G. Zimmermann 99
A. Heeren 99
F. L. Jahn 100
H. v. Kleist 104

VII. Kapitel. **Die deutschen Freiheitskämpfer** . . . 107—150
Karl v. Clausewitz 108
„Die Deutschen und die Franzosen“ 1807 108
Grundwesen des französischen Charakters 110
Sein Einfluss auf die Sprache 111
Der moralische Gehalt des französischen Charakters 114
Die französischen Nationalsitten 115
Grundwesen des deutschen Charakters 116
Seine moralische Seite 119
Die deutschen Sitten 121
Ergebnis des Vergleiches 121
Die Wandlung des Urteils bis 1814 125
Freiherr v. Stein 125
Gneisenau 128

Seite

Scharnhorst 131
Blick auf die öffentliche Meinung 134
Ernst Moritz Arndt 135
Menschheit und Volk 137
Volksindividualität 138
Allgemeine Urteile über die Franzosen 139
Verhältnis des französischen Charakters zum Staate . . 140
Die Sprache der Franzosen 142
Nach dem Sturze Napoleons 146
Stimmung im Volke 147
Rheinischer Merkur 148

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41543126_0121

I. Kapitel.

Einleitung.

(Aufgabe und Plan der Untersuchung.)

Die enge Berührung der Deutschen mit den Franzosen während der folgenschweren Kriege im Zeitalter der Revolution und Napoleons bot beiden Nachbarn die reichste Gelegenheit, sich gegenseitig aufs genaueste zu beobachten und einzuschätzen. Wie von selbst füllte sich denn auch die damalige Zeitliteratur der Deutschen mit Urteilen über die Franzosen, zumal ja ausser den französischen Heeren, folgenreicher als sie, auch die französischen Revolutionsideen über die Grenzen fluteten und im deutschen Geistesleben zu wirken begannen.

Für die weiteren Kreise des deutschen Volkes entsprangen die Motive zur Beurteilung der französischen Nationalität meist der politisch-kriegerischen Lage und trugen oft die Färbung national-ethischer Erbitterung. Viele Beurteiler des Franzosentums aber fühlten sich getrieben, tiefer in das Wesen des Nachbarvolkes einzudringen und die feineren Züge des Nationalcharakters zu entdecken. Ihre Äusserungen sind der Gegenstand dieser Untersuchung.

Unter dem Begriffe des Nationalcharakters verstand man, wie man sich zunächst klar machen muss, um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts etwas anderes als heutzutage. Denn gegenwärtig betrachtet man die Eigenart einer Nation, unter ausgesprochen historischem Gesichtswinkel, als etwas im Verlaufe der Geschichte Gewordenes. Die ältere Auffassung vom Nationalcharakter aber war unhistorisch. Er bedeutete im allgemeinen etwas schlechthin Seiendes; man machte die geschichtlich bedingten und deshalb relativistisch zu bewertenden Nationaleigenschaften zu etwas Absolutem und verkannte

so den Einfluss der Geschichte auf die Charakterbildung fast ganz.

Das schliesst nicht aus, dass in dem Zeitraum der 25 Jahre, der in dieser Abhandlung betrachtet werden soll, auch der Begriff des Nationalcharakters selber Veränderungen erlitten hat. Wie man vor Humboldts tiefsinnigen Überlegungen, vor der Romantik und vor Fichtes Reden, das Nationalcharakterstudium auffasste, darüber unterrichten Meisters „Ideen eines Reisenden", ein Aufsatz in Archenholz' „Minerva" (1792, I).

Jakob Heinrich Meister war von Abstammung ein Schweizer, nach Bildung und Lebensart ein Franzose; er lebte in Frankreich und schrieb meist französisch.

In dem angeführten Aufsatze gibt er seine Ratschläge für die Erforschung des französischen Volkscharakters. Eigentlich sei der Volkscharakter leichter zu erkennen als der eines Individuums. „Es befinden sich in einem einzelnen Menschen so feine, so delikate, so persönliche Nüancen, dass, um diese zu bemerken, es vielleicht mehr Scharfsinns bedarf, als zu beobachten, was die Einwohner eines nämlichen Klimas unter einander gemein haben, und besonders, was sie vor ihren Nachbarn auszeichnet. Züge, die oft vorkommen, sind leichter zu unterscheiden, als diejenigen, die einzig in ihrer Art sind."[1]) In diesen Gedanken liegt Wahres, denn je tiefer die Erkenntnis in das Geheimnis der Individualität einzudringen sucht, desto grössere Schwierigkeiten verursacht ihr der unendliche Reichtum des Besonderen; während umgekehrt die Erkenntnis des Nationalcharakters, wenn sie nur das Gleiche und Gemeinsame an den Individuen beachtet, leichter, aber auch ärmer und unbestimmter ist. Der Nationalcharakter, so aufgefasst, weist im Verhältnis zur Individualität die Merkmale des höheren Begriffs auf: grosser Umfang und Klarheit auf Kosten des Inhalts und der Wirklichkeit.

Ist der Charakter des Individuums stets ein Rätsel, so ist für Meister der „Generalcharakter einer Nation notwendig entschleiert". „Er drückt sich den Denkmälern ein, die unaufhörlich vor unsern Augen sind. Wir können ihn studieren;

[1]) Minerva I, 61

in der Natur, der Sprache eines Volks, in dessen Regierungsform, in dessen Sitten und Gebräuchen.“[1])

Meister, ein Kosmopolit, glaubt an Annäherung und Ausgleichung der einzelnen Charaktere durch Handel und Verkehr. Der allgemeine Kulturfortschritt habe den internationalen Charakter des Europäers geschaffen. Doch er ist so vorsichtig hinzuzusetzen, dass dieser nur die Oberflächen berühre; in der Tiefe walte aber immer noch der alte Nationalcharakter: „Je mehr sich das gesellschaftliche Leben ausdehnt, je mehr verliert der Mensch von seiner eigentümlichen Natur, aber sein Wesen kann er nicht verändern.“[2]) Ganz anders klingt W. v. Humboldts sinnvolle Bemerkung über die Folgen des Kulturfortschrittes auf den Charakter eines Volkes: gerade mit der Ausbildung und Verfeinerung der Kultur steigere sich die nationale Individualität. Allerdings, da Meister vorzüglich den äusseren Schliff und die gesellschaftlichen Formen der Kulturnationen im Auge hatte, lässt sich auch gegen seine Behauptung wenig einwenden.

Will man den Charakter eines Volkes erkennen, so dürfe man nicht nur Gesetze, Gebräuche und Religionsanschauungen studieren, sondern „man würde viel richtiger urteilen, wenn man uns (—hiermit meint Meister die Franzosen; die Ratschläge gibt er den Deutschen —) aus dem Geist unserer Schauspiele, aus dem Geschmack unserer Romane, aus dem Ton unserer Gesellschaften, aus unseren Erzählungen und Bonmots, als aus unseren Gesetzen, unserem Gottesdienst und den Grundsätzen unserer Regierung kennen lernen wollte.“[3])

Die Tatsachen, die den Urteilen der sich an Meisters Anleitung haltenden Deutschen zu Grunde liegen, lassen sich trotz aller subjektiven Beimischung nicht verkennen. Es herrscht schon deshalb in ihren Ansichten vom französischen Nationalcharakter eine bestimmte Eintönigkeit. Gesellschaftlichkeit, körperliche und geistige Lebhaftigkeit, Oberflächlichkeit des Gemüts, leichte Lebensart, Eitelkeit, diese Eigen-

[1]) S. o. I, 61.
[2]) S. o. I, 65.
[3]) S. o. I, 66 f.

schaften entdeckten so ziemlich alle diese Deutschen an den Franzosen.

Bei der Prüfung des Wahrheitsgehaltes dieser Ansichten stösst man auf unüberwindliche Schwierigkeiten; denn es fehlt jeder sichere Massstab, der einer solchen Kritik als Grundlage dienen könnte. Zudem wäre der Zeitraum (c. 1790—1815) für eine derartige Wertuntersuchung der Urteile über die Franzosen nicht günstig gewählt; denn vollen theoretischen Wert besitzen höchstens Humboldts gründliche Charakterstudien. Mit den vielen anderen Urteilen der so bewegten und erregten Zeit wäre es in dieser Hinsicht schlecht bestellt. Das hohe Interesse, das sie dennoch beanspruchen dürfen, liegt in anderer noch zu erörternder Betrachtungsweise. —

Wenn es auf möglichst objektive Beurteilung der Franzosen ankäme, müsste als Muster auf den 4. Abschnitt der 20 Jahre vor Ausbruch der Revolution von K a n t verfassten „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen" verwiesen werden. Der grosse Philosoph plaudert daselbst in gefälliger Sprache und voll liebenswürdigen Schalks über die Nationalcharaktere. Aus Reisebeschreibungen, Erzählungen und dem Eindruck, den er aus der französischen Literatur gewann, schuf sich Kant sein Bild vom französischen Charakter.

Weltbürgerlicher wurde wohl kaum mehr über die Franzosen geschrieben, als von Kant, in dessen Gedankenleben kein Funke von bewusstem nationalem Empfinden glimmte, wenn er selbst auch im deutschen Charakter eine günstige, wertvolle Mischung der Temperamente und Fähigkeiten fand. Kalt, nur wissenschaftlich für seinen Stoff interessiert, entwarf er in wenigen Sätzen die Grundzüge des französischen Nationalcharakters.

„Der Franzose hat ein herrschendes Gefühl für das moralisch Schöne. Er ist artig, höflich und gefällig. Er wird sehr geschwind vertraulich, ist scherzhaft und frei im Umgange[1]) . . . ." Und der gewissenhafte deutsche Denker bemerkt weiter: „Er ist sehr gern witzig und wird einem Einfalle ohne Bedenken etwas von der Wahrheit aufopfern."[1]) Kant rät besonders zur

[1]) J. Kant: „Beob. üb. d. Gefühl des Schönen u. Erhabenen". Riga 1771; S. 87.

Behutsamkeit beim Lesen ihrer metaphysischen, moralischen oder religiösen Bücher und ihrer Geschichtswerke, wo sie gar mit Vorliebe Anekdoten auftischen, „denen nichts weiter fehlt, als das zu wünschen, dass sie nur wahr wären.“[1]) „Der Gegenstand, auf welchen sich die Verdienste und Nationalfähigkeiten dieses Volkes am meisten beziehen, ist das Frauenzimmer.“[2]) Im Umgang mit den Frauen bemühen sich die Franzosen, „die beliebtesten Talente des Witzes, der Artigkeit und der guten Manieren in ihrem Lichte zu zeigen“,[3]) wenn dies alles auch nichts anderes als eitle Selbstbespiegelung ist. „Der Fehler, woran dieser Nationalcharakter am nächsten grenzt, ist das Läppische, oder mit einem höflicheren Ausdrucke das Leichtsinnige. Wichtige Dinge werden als Spässe behandelt, und Kleinigkeiten dienen zur ernsthaftesten Beschäftigung.“[4]) „Die Empfindung für die Ehre ist am Franzosen Eitelkeit.“[5]) Bei seinen Bemerkungen beruft sich Kant auf Montesquieu und D'Alembert als Gewährsmänner.

Aber auch Kants ruhige, sachliche Erörterung kann nicht als objektiver Wertmassstab dienen; denn auch sie ist im Grunde eine subjektive Überzeugung, abgesehen davon, dass die gewaltigen Aufregungen und Umwälzungen, die seit der Zeit des Kant'schen Urteils in Frankreich stattgefunden haben, einen bedeutenden Einfluss auf die Charakterentwicklung der Nation ausüben konnten. —

Nach all diesen Überlegungen kann es nicht Aufgabe dieser Arbeit sein, alle Urteile über die Franzosen aus deutschem Munde — soweit sie in der Literatur der Zeit von der grossen Revolution etwa bis zum Wiener Kongress hin erhalten sind — zu verzeichnen, nach gewissen Gesichtspunkten zu ordnen, sie auf Abhängigkeit oder Originalität und schliesslich auf den Wahrheitswert zu prüfen; es wäre eine ziemlich ergebnislose Mühe. Das Resultat wäre bestenfalls eine mehr oder minder vollständige Aufzählung an sich äusserst willkürlicher, meist

---

[1]) S. o. S. 87 Anm.
[2]) S. o. S. 88.
[3]) S. o. S. 89.
[4]) S. o. S. 90.
[5]) S. o. S. 93.

übereilter Bemerkungen über die Franzosen, oft genug nur verfrühter Verallgemeinerungen einer mitunter richtigen Einzelbeobachtung. Den Wahrheitskern aus der dicken Schale von Irrtümern herauszubrechen, fehlt jegliches einwandsfreie Mittel.

Aber die weiteste Perspektive eröffnet sich dem Forscher in dem Augenblick, wo er sich der subjektiven Seite der Anschauungen zukehrt. Eine Fülle von Gedanken und Beobachtungen drängt sich auf.

Die Stimmungen, die Gefühle, die leitenden Ideen, die den Deutschen zu seinen Worten über die Franzosen veranlassten, sollen untersucht werden, ohne gerade deswegen den Inhalt des Urteils ausser acht zu lassen. Man erhält dadurch nicht nur eine gute Handhabe zur Bewertung der Ansichten, sondern zugleich — was viel wichtiger ist — einen Einblick in die folgenreichste Gesinnungsveränderung des deutschen Volkes. Es bietet nämlich diese Arbeit einen Beitrag zur Entstehungsgeschichte des modernen deutschen Nationalbewusstseins. Durch die Auseinandersetzung mit dem französischen Nationalcharakter ist der Deutsche näher und gründlicher mit seiner eigenen Nationalität bekannt geworden; es ist das Studium, ja schon die selbstgefällige Beobachtung des fremden Volkscharakters ein Hebel zur Entwicklung des eigenen Volkstums.

Die Beurteilung der Franzosen durch Deutsche hat sich in der verhältnismässig kurzen Zeit, von den Tagen der Revolution an bis zum Sturze Napoleons, wesentlich verändert: von begeisterter Franzosenverehrung zu kühler Geringschätzung und weiter zu flammendem Hasse. Die abnehmende Wertschätzung steht in engster Beziehung zum wachsenden deutschen Selbstbewusstsein.

Es ergibt sich von selbst, dass nicht ausschliesslich die Ansichten vom französischen oder deutschen Nationalcharakter, sondern in gleichem Masse die von deutscher und französischer Kultur, ja selbst die von Nation und Staat in den Rahmen dieser Untersuchung einbezogen werden, natürlich nur insoweit, als es nötig ist, um ein deutliches, zusammenhängendes Bild von der Veränderung zu erhalten, die die Deutschen im Verlauf von etwas mehr als 20 Jahren in ihrer Gesinnung in bezug auf

das Verhältnis zu den Franzosen oder allgemeiner — zum Nationalen erlebt haben.

Um eine verständliche Darstellung zu erreichen, muss der gesamte Stoff abgeteilt und geordnet werden. Eine Gruppierung ist aber sehr schwierig; im einzelnen oft voll Willkür; denn das Objekt der Untersuchung ist ein volles, breites Gewirre gegenseitig sich kreuzender oder sich beeinflussender Meinungen. Gleichzeitig ertönen die mannigfaltigsten Stimmen. Dieses lebende Ganze kann nur mit Gewalt in ein notdürftiges System gebracht werden; es ist keine saubere Scheidung möglich. Trotzdem muss das Einzelne aus dem lebendigen Ineinanderwirken losgelöst werden, der besseren Erkenntnis halber. Vollständig gelingt es nie, darf auch nie gelingen, denn sonst würde das Lebensvolle ertötet werden.

Die Einteilung dieser Arbeit ist in vollem Bewusstsein der berührten Schwierigkeiten geschaffen worden. In jedem Kapitel werden die Ansichten einer Gruppe von Männern besprochen, die in Gesinnungsverwandschaft stehen. Da sie aber nur selten in persönlicher oder zeitlicher Berührung über die Franzosen urteilten, erhält man in jedem Kapitel gleichsam einen Längsschnitt durch die öffentliche Meinung eines grösseren Zeitraums, nur in jeweils anderer Höhe. Die Gruppen sind ihrerseits so angeordnet, dass ein gedanklicher Fortschritt besteht, indem die Gesinnung der einen im allgemeinen eine geistige Voraussetzung für die der nächsten ist. —

Zur ersten Gruppe sind die deutschen Weltbürger zusammengefasst, deren Mehrzahl vom Geiste der Revolution erfüllt ist. Nach ihrer Enttäuschung durch die blutigen Ereignisse, vollzieht sich in ihrer Denkweise eine Scheidung zwischen Idee und Wirklichkeit, indem sie ihrer Revolutionsgesinnung meist treu bleiben, dennoch aber zu den Franzosen schroffe Stellung nehmen. Die Minderheit mit Rehberg und Brandes als Hauptvertretern empfindet jedoch prinzipielle Bedenken gegen die Staatsumwälzung; infolgedessen erhält ihr Bild von der französischen Nation eine besondere Färbung.

Im Mittelpunkt der zweiten Gruppe stehen W. v. Humboldt, Schiller und Goethe. Auf deutsch-nationaler Grundlage erhebt sich die Höhe der weltbürgerlichen Humanitätsbildung.

Diese stolze Geistesschöpfung erweckt nationales Kulturbewusstsein, welches dann die Urteile über die Franzosen merklich beherrscht.

Die Romantiker bilden die dritte Gruppe. Der Streit universalistischer und nationaler Tendenzen endet mit dem Siege der letzteren. Diese Entwicklung der Romantik zum Nationalen hin ist in der Wandlung, die die Beurteilung der Franzosen erfährt, deutlich erkennbar.

Ein besonderes Kapitel behandelt Fichtes Anschauung von der französischen Nation.

Die Untersuchung, wie man in den weiteren Kreisen der Gebildeten und im Volke zur Zeit Deutschlands tiefster Erniedrigung über die Franzosen denkt, ist der Inhalt des folgenden Kapitels. Der Weg, welcher die Mehrzahl der darin erwähnten Deutschen zum Nationalbewusstsein führt, ist der des Willens und Gefühls, nicht der abstrakter Vernunftsgründe. Ihre Gesinnung fliesst sofort ins Leben über. Sie nähren das Verlangen nach dem Befreiungskriege und arbeiten so dem Geiste vor, der in den Männern der sechsten und letzten Gruppe lebt, den Freiheitskämpfern. —

Die typische Stimmung in der Beurteilung der Franzosen während der Jahre vor dem Zeitpunkte, wo die Untersuchung eingreift, ist grenzenloser Enthusiasmus und kritiklose Bewunderung alles Französischen.

Der Glanz der Ideen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit und die Pracht der kühnen, stolzen Hoffnungen, welche für die begeisterten Revolutionsfreunde aus ihnen emporschoss, blendete die Augen der entzückten deutschen Beschauer und überstrahlte mächtig alle irdischen Beschränktheiten. Die Franzosen standen im hellsten Lichte; nie erschienen sie vollkommener, nie wurden sie höher geschätzt, als in den Tagen, wo das jubelnde Gefühl einer grossen Erwartung die geistig Regsamen unter den Deutschen beherrschte und die kritische Betrachtung schon in ihren ersten Regungen erstickte.

Wenn sich aber bald Anzeichen dafür einstellten, dass sich in Paris nicht alles so ideal abwickle, wie man wohl anfangs anzunehmen bereit war, so besassen die meisten so viel

Besinnung, ohne ihrem Glauben an die Idee im geringsten Abbruch zu tun, sich zu überzeugen, dass das gewaltige Unternehmen der Franzosen nicht ohne Rücksichtslosigkeit, ja Grausamkeit ins Werk gesetzt werden könne und deshalb auf berichtete Gewalttaten kein grosses Gewicht gelegt werden dürfe. So schreibt noch in verhältnismässig später Zeit Forster, einer der ehrlichsten und konsequentesten Bewunderer der Revolution, am 10. Sept. 1793 an seine Frau: „Kants schöne Erklärung, dass der Anfang jeder Emanzipation schlecht und mangelhaft ausfallen könne, dem Wert der Sache unbeschadet, mag allerdings alles entschuldigen, was Unzweckmässiges oder Zweckmässiges geschieht, sogar das gänzliche Misslingen, durch falsche Massregeln und zügellose Leidenschaft.“[1])

Kant, Fichte, Klopstock, Herder, Wieland, Jean Paul, dann Schlözer, Schubart, Weckhrlin und viele andere (mehrere davon werden noch im Laufe dieser Arbeit zu erwähnen sein) waren eine Zeitlang wenigstens von den Gedanken der Revolution erfüllt;[2]) einige Deutsche, wie etwa der schlesische Graf Schlaberndorf, verliessen ihr Heimatland, zogen nach Paris und schlossen sich eng an die Führer der Gironde an. Wenn auch nicht alle die vielen Deutschen, die nach Frankreich reisten, persönlich an der Revolution Anteil nahmen, so wollten sie doch „die grosse Weltbegebenheit“ mit eigenen Augen in unmittelbarer Nähe sehen. Wilhelm v. Humboldt und sein früherer Lehrer Joachim Heinrich Campe befanden sich ebenfalls — am Ende Juli und im August 1789 — auf dem Schauplatze der Revolution.

Während Humboldt mit nüchternem, aber offenem Sinn alles aufnahm, was sich ihm entgegendrängte, lebte Campe in einem beständigen Rausche des Entzückens. Seine „Briefe aus Paris“ sind das Zeugnis seiner Begeisterung. Sie sind flüssig geschrieben. Was kann jedoch ein noch so beredter, aber kritikloser Schwärmer viel Bedeutendes sagen? Campe ist ein

---

[1]) Forsters Briefe; hrsg. v. Th. H. geb. H. II, 572.

[2]) Um sich über die Stimmung der Deutschen beim Ausbruche der Revolution näher zu unterrichten, dient W. Wenck: Deutschland vor 100 Jahren. Leipz. 1887, 90. 2 Bände. — Auf dieses Werk sei hiermit ein für allemal verwiesen. —

seichter rationalistischer Theologe, ein gutmütiger Philanthrop und deshalb ein Kosmopolit von reinstem Wasser. „Man sage also nicht, dass ich ein Lobredner der französischen Nation geworden sey: es sind nicht die Franzosen, es ist die hohe menschliche Natur, die ich lobe, indem ich erzähle — was ich mit meinen Augen sahe — wie diese Natur in den Franzosen, wie in jedem andern Volk, sich auf den Flügeln der freigewordenen Vernunft zu einer bewunderungswürdigen Höhe von Vollkommenheit und Sittlichkeit erhebt, sobald die Fesseln, welche der Despotismus ihr angelegt hatte, zerbrochen sind.“[1])

Seit dem Sturm auf die Bastille scheinen ihm die Franzosen andere geworden zu sein: „Sind das wirklich die Menschen, die wir in Deutschland unter dem Namen Franzosen uns zu denken pflegten? Waren die pfeifenden, trillernden, hüpfenden und schnatternden Gecken, waren die luftigen, windigen, aufgeblasenen und hirnlosen Prahlhänse, die wir wohl ehemals über den Rhein kommen und mitten in Deutschland über alles, was deutsch war, die höhnische Nase rümpfen sahen, waren alle diese lächerlichen und ekelhaften französischen Karrikaturen etwa nur Bastarte, nur Hefen und Auswurf einer Nation, unter der wir bis dahin auch nicht einen ihres Gleichen bemerken konnten; oder hat der ganze Charakter dieser Nation sich vor, mit und unter der Umwälzung ihrer Staatsverfassung so gänzlich umgeworfen, dass das Gute und Edle, was von jeher dabei zugrunde lag, nun auf einmal oben aufgekommen, das Alberne und Lächerliche hingegen völlig zu Boden gesunken und unsichtbar geworden ist?“[2]) Nicht ohne einen Anflug von Heiterkeit gewahrt der Leser den optimistischen Selbstbetrug, der den „teilnehmenden Menschenfreund“ vergewaltigt und den Begeisterten zwingt, die zahllosen Mühseligkeiten der Reise von dem Augenblick an, wo er den französischen Boden betritt, zu übersehen und alles, was mit seinem verehrten Volke der Franzosen in Beziehung steht, für gut zu halten. Er kann sich nicht genug tun, die vorteilhafte Veränderung der Franzosen zu bewundern. „Alles Gute, Schöne und Glückliche, was dieser französische Nationalcharakter von jeher in sich fasste —

[1]) Campe, Briefe aus Paris; 1790, S. 31.

[2]) S. o. S. 16 f.

heitere und fröhliche Gemütsstimmung, lebhafte Tätigkeit, feines Wohlstandsgefühl, Witz, Freundlichkeit, Artigkeit und Gefälligkeit — sind geblieben, sind erhöht und veredelt worden; Leichtsinn, Albernheit und Dünkel scheinen . . . . . , wo nicht immer, doch für jetzt wenigstens, gänzlich verwischt und verschwunden zu sein.“[1]) Wozu noch mehr Sätze aus dem wortreichen Panegyrikus auf die französische Revolution und das französische Volk anführen? Nur noch eine kurze Stelle, die infolge ihrer Verkennung der Zeitereignisse geradezu komisch wirkt. „Hier ist ein Volk, so aufgeklärt, so edel und mild, als es je eins gegeben hat; ein König, so sanft, so lenksam und ehrgeizlos, als je einer gewesen ist, eine aus 1200 Köpfen bestehende Nationalversammlung von Vertretern der Nation, deren grössere Hälfte wenigstens aus sehr hell denkenden, geistvollen, kraftbegabten und mutigen Patrioten besteht; und was das Beste ist, diese drei Hauptfiguren in dem grossen interessanten Gemälde — Volk, König und Nationalversammlung — umschlingen sich in schönster Harmonie und gehen Hand in Hand gelegt dem erhabenen Ziele zu“[2]) . . . . usw. Ist nicht das Wertvollste seiner Gedanken der ehrliche Enthusiasmus?

An Campe, dem besten Typus des weitverbreiteten Revolutionsschwärmers, offenbart sich der bezeichnende Gemütszug des Deutschen, dem zwischen blossem Gedanken und kraftvoller Tat ein gewaltiger Abgrund klafft; fand er doch nicht das Geringste dabei, an die Stirne seines freiheitstrunkenen, die Revolution feiernden Buches die demütige Widmung an seinen Fürsten, den „erhabenen Neffen Friedrichs des Einzigen“, Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig zu setzen. Es haben diese Briefe ihres Inhalts wegen in Deutschland die gemischteste Aufmerksamkeit erregt, und es sah sich Wilhelm Ferdinand von Braunschweig selbst, allerdings durch Einsprache der preussischen Regierung, genötigt, dem in seinem „Braunschweiger Journal“ weitertönenden Campe die Pressfreiheit zu entziehen und seine Zeitung zu unterdrücken. In einer Rechtfertigungsschrift „an meine Mitbürger“ widerrief Campe ge-

---

[1]) S. o. S. 17 f.
[2]) S. o. S. 297.

horsam und gesellte sich der grossen Menge von Deutschen bei, die anfangs revolutionsfreundlich, durch den Gang der Ereignisse in Paris enttäuscht und erschreckt mit ihren Lobreden verstummten.

Seine letzte Arbeitskraft setzte Campe an die Sammlung des deutschen Wortschatzes und an die Reinigung der deutschen Sprache von fremden Elementen, was sowohl patriotischen Sinn, als auch deutsch-nationales Sprachverständnis erforderte. Der Lauteste und Begeistertste der deutschen Revolutionsschwärmer wurde von dem Geiste nationaler Selbstbesinnung ergriffen; auch in dieser Gesinnungswendung war er typisch.

Die Entstehung und die Entwicklungsstadien dieser Selbstbesinnung und ihrer unmittelbaren Folge, des — soweit es Nationales betrifft — kritischeren Denkens, im Hinblick auf die deutschen Urteile über den französischen Nationalcharakter bis zum Befreiungskrieg hin zu verfolgen, soll die Aufgabe der folgenden Erörterungen sein.

II. Kapitel.

Die Urteile der deutschen Weltbürger.

(Forster, Laukhard, Kerner, Oelsner, Halem, Archenholz, Schlaberndorf, Reichardt, Brandes, Rehberg.)

Die Deutschen, die mit dem Ausbruch der Revolution nach Paris zogen und dort die Staatsumwälzung miterlebten, litten mehr oder weniger alle an einem Schmerze — dem ob des klaffenden Zwiespaltes zwischen Ideal und Wirklichkeit. Auf der einen Seite waren sie der Idee der Freiheit und Gleichheit alles zu opfern bereit, auf der anderen Seite fühlten sie sich von dem ungezügelten, rücksichtslosen, egoistischen Treiben der Revolutionäre, dann von dem Naturell der Franzosen überhaupt abgestossen. Sie wurden von nagenden Zweifeln gequält und mussten schon vom lebendigen, sittlichen Willen erfüllte Persönlichkeiten sein, um nicht im Wirrwarr des Lebens an ihren Idealen irre zu werden. Keinem wurde aber die Versöhnung dieser ewigen Gegensätze durch harte Schicksalsschläge schwieriger gemacht, als Georg Forster. Bei dem an Entsagung überreichen Ringen der Idee mit der rauhen, unerbittlichen Wirklichkeit, drängt es ihn zu fragen: „Können wir uns Stärke genug zutrauen, um ausser dem Bande, welches uns vereint, jederzeit den kosmopolitischen Gesichtspunkt beizubehalten und nie über die Wendung, die der inkalkulable Revolutionsstrom nimmt, nie über das Liebliche, Schöne, Werte, was er wegschwemmen kann, jenen höheren Zweck, den wir oft nur im Glauben, nicht im Schauen verehren müssen, aus den Augen zu lassen, sondern zu unserer Fassung und Beruhigung festzuhalten?“[1])

[1]) Joh. G. Forsters Briefwechsel; hrsg. v. Th. H. geb. H. II, 617.

Nicht das deutsche Nationalgefühl hiess ihn die scharfen Urteile über die Franzosen aussprechen. Forster war Kosmopolit, ein rastloser Wanderer, der nirgends und überall zu Hause war. Seine deutsch-englische Abkunft, sein verworrener Lebensgang, seine internationale Bildung und Erziehung, die Zeitphilosophie, alles das musste zusammenwirken, um ihn in seiner weltbürgerlichen Gesinnung zu bestärken. An Deutschland fesselten ihn kaum die schmerzvollen Erinnerungen an die entbehrungsreiche Jugend, sondern fast allein seine Frau, die bedeutende Therese geb. Heyne, seine Kinder und seine Freunde. Forster verlor denn auch nie eine Vorliebe für deutsches Wesen und deutsche Kultur. Er, der die englische, französische und deutsche Sprache vollkommen beherrschte und schrieb, war dennoch einer der besten und gewandtesten deutschen Schriftsteller seiner Zeit, wie Friedrich Schlegel in seinen Kritiken rühmend hervorhob.

Forsters Briefe aber gehören zu den schönsten und gehaltvollsten, die je geschrieben wurden; sie sind nicht nur reich an feinen Beobachtungen, treffenden Charakteristiken, wundervollen Naturschilderungen, sondern durchweht von dem wahren, ernsten, schwermütigen Geiste eines qualvollen Menschenlebens. Aus den Pariser Briefen vernimmt der Leser leise die aus Scham verhaltenen Seufzer einer tiefunglücklichen, durch ein grausames Schicksal betrogenen Seele.

Dass diesen mit sich und seiner Lage stets unzufriedenen, nach besserem Lose und Unabhängigkeit sich sehnenden Menschen in Mainz die aus Gallien an den Rhein fliegenden, in ihrer Unbestimmtheit viel versprechenden Worte der Freiheit und Gleichheit von Grund aus ergriffen und seine bewegliche und empfängliche Natur in einen Taumel versetzten, kann niemanden wundernehmen. Als Abgesandter der Mainzer Klubisten sollte er in Paris die Vereinigung des linken Rheinufers mit Frankreich bewirken. Am 31. März 1793 schrieb er an seine Frau: „Gestern bin ich im Nationalkonvent gewesen, habe geredet, die Adresse des Mainzer Konvents (ebenfalls von meiner eigenen Arbeit) unter vielfältigem Beifallklatschen abgelesen und dadurch bewirkt, dass die Einverleibung der von den Franzosen besetzten Rheingegend in die Frankenrepublik

auf der Stelle par acclamation dekretiert worden ist."[1]) In demselben Briefe heisst es aber am Schlusse: „Ich bin noch immer mit der Revolution zufrieden, ob sie gleich etwas ganz andres ist, als die meisten Menschen darunter denken."[2]) Schon am zweiten Tage seiner Anwesenheit in Paris ist er ein wenig enttäuscht; diese Enttäuschung über die Franzosen wuchs von Tag zu Tag, wenn er auch bis zu seinem traurigen Tode in der Pariser Verbannung im Januar 1794 an dem Geiste der Revolution unentwegt festhielt. „Freiheit und Gleichheit? Mein ganzes Leben ist mir selbst der Beweis; das Bewusstsein meines ganzen Lebens sagt mir, dass diese Grundsätze mit mir, mit meiner Empfindung verbunden sind und es von jeher waren. Ich kann und werde sie nie verläugnen."[3]) Doch beim Anblick des Abgrundes der menschlichen Gemeinheit, der sich gähnend vor seinen Augen auftat, bricht der Ernüchterte in die Worte aus: „O, seit ich weiss, dass keine Tugend in der Revolution ist, ekelt es mich an. Ich konnte fern von allen idealistischen Träumereien, mit unvollkommenen Menschen zum Ziel gehen, unterwegs fallen und wieder aufstehen und weitergehen, aber mit Teufeln und herzlosen Teufeln, wie sie hier sind, ist es mir eine Sünde an der Menschheit, an der heiligen Mutter Erde und an dem Lichte der Sonne!"[4]) Aber er sucht gerecht zu sein und hütet sich, die mächtigen Geschehnisse mit dem kleinen, zerbrechlichen Massstab des Individualwohles zu messen: „Freilich bleibt es bei meiner Behauptung, dass man die Revolution ja nicht in Beziehung auf Menschenglück und Unglück betrachten müsse, sondern als eins der grossen Mittel des Schicksals, Veränderungen im Menschengeschlecht hervorzubringen. Ich bin so wenig vom Charakter der Franzosen erbaut, als ihre Feinde und Verächter, aber ich erkenne neben ihren Mängeln und Fehlern auch das Gute, das sie haben, und sehe keine Nation einzeln als Ideal an."[5]) In wenigen Sätzen charakterisiert der feine Beobachter die Franzosen: „Die

---

[1]) S. o. S. 424.
[2]) S. o. S. 426.
[3]) S. o. S. 438.
[4]) S. o. S. 438.
[5]) S. o. S. 428.

Nation ist, was sie immer war, leichtsinnig und unbeständig, ohne Festigkeit, ohne Wärme, ohne Liebe, ohne Wahrheit — lauter Kopf und Phantasie, kein Herz und keine Empfindung. Mit dem Allen richtet sie grosse Dinge aus, denn gerade dieses kalte Fieber gibt ihnen (den Franzosen) ewige Unruhe und den Schein von allen edlen Anregungen, wo doch nur Enthusiasmus der Ideen, nicht Gefühl der Sache vorhanden ist.“[1])

Dann und wann besuchte Forster zur Abspannung seines sorgenschweren Geistes das Theater. Seinen frischen, unabgestumpften Sinn entzückten die Schauspieler und Tänzer. Aus dem Wesen ihres Nationalcharakters erklärte er sich das vollkommene Auftreten auf der Bühne. „Ich bin nun mehr als jemals überzeugt, dass nur Franzosen diese Art von Vollkommenheit erreichen können, weil nur sie die Gabe haben, sich so in eine Sache hineinzuwerfen und alle Energie ihres Wesens darin zu entwickeln. Ihr Leichtsinn macht sie fähig, sich diesen Beschäftigungen so zu widmen, dass sie für alles Übrige nichts sind, dass ihre Humanität Null bleiben kann. So ist es auch mit ihren Schauspielern.“[2])

Seinem in die Tiefe dringenden Blick und seinem gesunden Verständnis für die Ereignisse in Frankreich hat es Forster zu verdanken, dass er zu den wenigen gehörte, die ihre Zeit und die in ihr wirkenden Kräfte nicht verkannten, wenn er auch das Neue, das er unter seinen Augen entstehen sah, nicht mit deutlichen, klaren Worten zu benennen wusste: „Frankreich zu unterjochen ist die albernste Chimäre, die man nur einem armen König weiss machen kann. Es kommen in der nächsten Zeit noch sonderbare Auftritte zustande, besonders in der Hauptstadt, von denen man im Auslande nichts begreift . . . . . Es ist nicht wahr, dass die Triebfedern sehr verdeckt liegen, denn ich sehe sie; aber man muss zur Stelle sein, um sich einen Begriff davon zu machen. Unsere Landsleute kennen diese Nation nicht. Sie ist ein Phänomen in der Natur.“[3]) In diesem Satze ist tiefsinnig mehr die Ahnung als die eindeutige Erkenntnis ausgesprochen, dass die Franzosen in den kräftigsten Nationali-

[1]) S. o. S. 432.
[2]) S. o. S. 441 f.
[3]) S. o. S. 452.

sierungsprozess eingetreten sind, und dass ein Volk, das zu einer selbstbewussten Nation geworden ist und mit einem Nationalheer ausländischen Mächten entgegenzutreten gezwungen wird, unüberwindlich ist, da sich in ihm der geschlossene Wille zur politischen Einheit und Unabhängigkeit wie eine Naturgewalt äussert. —

Dass ein gewaltiger Unterschied zwischen den alten preussischen und östreichischen Heeren einerseits und dem französischen Volksheer andererseits bestand, blieb kaum einem der Zeitgenossen ganz verborgen. Aber nur gar wenige erkannten, zum mindesten in der ersten Zeit der Revolutionskriege, worin das Wesentliche des Unterschiedes begründet lag; denn Gneisenaus und Scharnhorsts wertvolle Urteile über den Charakter der Revolutionsheere stammen aus späterer Zeit.[1]) Der erste, der den Zusammenhang zwischen der Revolution und der erwachenden Nationalkraft ahnte, war — wie oben gezeigt wurde — Forster. Ebenfalls tiefer, als die meisten Zeitgenossen, die mit ihren Urteilen über den Geist der Revolutionsheere meist recht an der Oberfläche haften blieben, blickte der Magister F. Chr. Laukhard, der zuerst im preussischen, dann im französischen Heere diente.

Ein farbenkräftiges Bild von der Gesinnung der französischen Volontärs schenkte der sich rastlos umher treibende, leichtsinnige Pfarrerssohn der Nachwelt in seiner wahrheitsgetreuen Selbstbiographie.

Die preussischen Berufssoldaten waren zweifellos besser einexerziert; „dagegen aber verstanden sie (die Volontärs) ihren Dienst hinlänglich und hatten eine unbegrenzte Anhänglichkeit an ihre Sache — was allen Lohnsoldaten fehlt. Ich habe fast von allen dort gehört, dass sie wüssten, wofür sie kämpften, und dass ihnen der Prozess ihrer Nation lieber und teurer sei, als ihr Leben .... Alle ihre Gesinnungen und Anstrengungen erhalten von dieser Hauptidee (Begeisterung für die Republik) Leben und Feuer. Freiheit und Tod ist ihre einzige und ewige Alternative.“[2])

---

[1]) Siehe das Nähere Kapitel VII.

[2]) Magister F. Ch. Laukhards: „Leben und Schicksale“ II, 177 (Stuttgart 1908). —

Die Deutschen besässen nichts, wofür sie ihr Blut vergiessen könnten und wollten; „der Enthusiasmus für ein Phantom verraucht bald, aber der Enthusiasmus für ein wahres Gut dauert, solange dieses Gut selbst dauert, und wird durch die Bemühungen derer, die es entreissen wollen, nur noch mehr angefacht.“[1]) Diesen Eindruck empfing Laukhard im Lager der begeisterten Revolutionäre. Da sie zwischen Freiheit oder Vernichtung zu wählen hatten, musste mit dem Masse des Widerstandes ihre Kraft wachsen. „Zwölfhunderttausend Krieger werden vom Ruf der Freiheit aufgeboten und vereinigt, bieten allen Gefahren Trotz, überwinden alle Hindernisse, und segnen sterbend auf dem Schlachtfelde die Republik noch mit dem letzten Hauch! Sogar Weiber eilen haufenweise verkleidet ins Feld, auch der Tagelöhner gibt zur Rettung des Vaterlandes das Seine gern und zuvorkommend hin. Nun, wenn diese Herren, dies eine einzige Volk, von den fürchterlichsten Mächten Europas angegriffen und von Verrätern so oft hintergangen, dennoch gegen sie alle, wie gegen Natur und Kunst siegreich dasteht — dann wissen wir jetzt, wodurch!“[2]) Laukhard meinte durch den Enthusiasmus für ein wahres, hohes Gut, die Republik, und doch war im letzten Grunde der mächtige, aufopferungsfähige Geist, der die kämpfenden Franzosen erfüllte, das Ergebnis der Verschmelzung des Nationalwillens mit der Nationalkraft.

Laukhards Ansicht vom französischen Charakter weist keine besonderen Merkmale auf. Das Wohlgefallen an den Franzosen ist durch seine lebhafte Revolutionsgesinnung mitbedingt. Er ist durch und durch Weltbürger, huldigt fast buchstäblich dem Satze: Ubi bene, ibi patria und fühlt sich somit recht behaglich unter den „gutmütigen, jovialischen, offenen Franzosen“.[2]) Er lobt die brüderliche Freigebigkeit, Mässigkeit und Genügsamkeit der Freiwilligen im Kriegslager und den Quartieren. Hart jedoch redet er von den Emigranten,[3]) dem „Auswurf der Menschheit“, den „elenden Hofinsekten“, denen immer noch, trotz ihrer Vertreibung, der „diplomatische

[1]) S. o. II, 178.
[2]) S. o. II, 176.
[3]) S. o. II, 10 ff

Hofschlamm anklebt" aus der Zeit „ihres sardanapalischen Hochlebens". Voll Bitternis erzählt er von ihrer grenzenlosen Anmassung, ihrer abstossenden Grosssprecherei, ihrer Verschwendungssucht und ihrem schamlos ausschweifenden Leben. Geradezu bestimmend wirkte jedoch bei dieser Emigrantenbeurteilung seine revolutionäre Stimmung mit. Das offenbart der Kontrast eines älteren Ausspruches Laukhards über die französischen Offiziere des ancien régime (c. 1780): „Die Lebensart dieser Herren ist äusserst fein, und ihre Sitten so einnehmend, so gefällig, dass ich mich gar nicht wundere, wenn ein französischer Fähnrich einen deutschen Grafen beim Frauenzimmer aussticht, wie sich's oft zu getragen hat. Diese Leute haben keinen Ahnenstolz und bilden sich auf ihren Adel ganz und gar nichts ein; die Ehre des französischen Offiziers besteht einzig und allein in der genauen Erfüllung seiner Pflichten, gerade wie ehemals in Athen und Rom, wo nur der Ehre genoss, der seiner Pflicht aufs genaueste entsprach. Das ist ein wahres rühmliches point d'honneur, womit sich aber auch viel falsches point d'honneur vereinigt. Dahin gehören die häufigen Balgereien, die sehr oft mit einem gewaltsamen Tode endigen. Ein hitziges, beleidigendes Wort genügt, ein Duell anzuzetteln."[1])

Dass die Sympathie mit den französischen Revolutionsideen zugleich das Urteil über die Franzosen zu ihren Gunsten beeinflusste und eine ruhige Würdigung ihrer Vorzüge und Schwächen, wie sie noch vor 1789 möglich war, sehr erschwerte, ist die bei allen damaligen Aussprüchen über französisches Wesen zu berücksichtigende Tatsache, die jedoch jeder leicht begreifen kann, sofern er nur dem Menschlichen nicht entfremdet ist. —

Unter dieser die Augen des Beschauers blendenden Macht standen vor allem die in Paris weilenden Revolutionsfreunde, meist gute Bekannte ihres Gesinnungsgenossen Forster. Er verkehrte gerne in ihrem Kreise und schilderte ihre Persönlichkeiten lebensvoll in seinen Briefen.

Forsters bedrängter Lage ähnelte am meisten die Georg Kerners. Mittellos, doch mit unendlichen Hoffnungen und

[1]) S. o. I, 177.

ehrlichster Begeisterung in seiner Brust, war er zum brennenden Revolutionsherde geeilt.

Ohne den Namen zu nennen, wurden von Kerner einige „Briefe eines Deutschen aus Paris“ in Archenholz's „Minerva“ veröffentlicht. Aus diesen Berichten erhält man ein Bild, in welchem Durcheinander aufregendster Ereignisse er lebte. Er hatte weder Zeit noch Stimmung zur ruhigen Betrachtung des französischen Nationalcharakters. Nur der Leichtsinn und die Genusssucht fielen ihm an dem Wesen der revoltierenden Franzosen auf. Im übrigen übertrug er, so gut es eben möglich war, seine reine Begeisterung für die Revolution auf die lärmenden, unstäten Franzosen.

Gerade darin gleicht ihm der geistreiche, bescheidene Konrad Engelbert Oelsner. Dieser war vor allem Politiker. Seine Freundschaft mit Sieyès brachte ihm Ansehen und viele Vorteile, die er für seine Revolutionsbetrachtungen wohl verwerten konnte.[1]) In Forsters Briefen heisst es: „Oelsner hat sich hier viele Bekanntschaften gemacht und viel Lokalkenntnisse erworben, er weiss alles mit dem rechten Ausdruck und Kunstwort zu nennen, kennt den ton de conversation, ist joli coeur bei den Damen und macht artige Bemerkungen mit einer Leichtigkeit, die ans Französische gränzt. Die besten Aufsätze in Archenholz's Minerva sind alle von ihm.“[2]) Er hatte sich ganz in seine französische Umgebung eingelebt.

Kommt er einmal auf den französischen Nationalcharakter zu sprechen, so lobt er die Gastfreundschaft und den liebenswürdigen Ton der Unterhaltung. Die Revolution habe allerdings den Charakter verfinstert, aber nur vorübergehend, wie er überzeugt ist.[3]) Manches der übereilten Geschehnisse wird ihm verständlich mit der Bemerkung: „bei keinem Volke sind Gedanken und Handlungen ansteckender. Anderswo liegt zwischen dem Entschlusse und der Ausführung eine grosse Kluft, hier entspringen sie beide als Zwillingsgeschwister ins Leben.“[4])

---

[1]) Auf Oelsners Bedeutung als Revolutionsberichterstatters macht A. Stern i. Dtsch. Ztsch. f. Geschichtswiss. Bd. III, S. 100 f. aufmerksam.

[2]) Forsters Briefe s. o. II, 460.

[3]) Vgl. „Minerva“ Bd. IV, 112.

[4]) S. o. III, 326.

Für die zunehmenden Greuel der Revolution fand Oelsner kaum noch ein Wort der Entschuldigung; auch seine Begeisterung erkaltete immer mehr. Das wird recht offensichtlich in einem Briefe Forsters an Huber: „Oelsner mag gut schreiben, aber er meint die Republik wäre nun mit Brissot und Vergniaud zu Grabe gegangen. Das ist sie nicht. Liebster Himmel! Wenn sie nicht zehn Generationen solcher Kerle, wie die jetzigen aushielte, ehe sie zugrunde ginge, möchte der Teufel Republikaner sein! Aber soviel wird sie nicht auszustehen haben, und ich hoffe, ich bin ein guter Prophet. Oelsners Gesichtspunkt ist gerade deswegen so eng, weil ihm die Menschen so viel sind. Das gestattet nun einmal der jetzige Gang nicht, so traurig es für den Menschenfreund ist.“[1]) Oelsner besass viel Wirklichkeitssinn; Forster aber hielt zäher an seiner Überzeugung fest; zweifellos war auch ihm die Idee der Revolution etwas, das im widerwärtigsten Sturme der Geschichte nicht untergehen kann, sondern ewig, gleichgültig in welcher Form, fortwirken muss.

Mit Oelsner traf schon früh im Jahre 1790 der Oldenburger Gerhard Anton v. Halem während einer Reise zusammen. „Paris war nicht in meinem Plan. Aber die Begierde, die grosse Revolution an der Quelle zu sehen, ergriff mich mehr und mehr, je näher ich Frankreichs Grenzen kam.“[2]) Halem gibt sich naiv den Eindrücken hin; in manchem darf man ihn mit dem überschwänglichen Campe vergleichen. „Ich preise mein Geschick, das mich in dieser interessanten Periode nach Paris gebracht hat.“[3]) Seine Briefe sind unterhaltend und reich an gut bezeichnenden Zügen des Pariser Lebens. Er macht sich nicht viel Gedanken über den französischen Charakter, obwohl dieser in seinen Erzählungen und Anekdoten, wie bei Kerner und Oelsner, scharf heraustritt. Der Glanz des Neuen und Auffälligen zieht sein Denken von der Reflexion über die Erscheinungsbedingungen ab. Im grossen und ganzen teilt er die ziemlich kritiklose Ansicht der ersten kosmopolitischen Revolutionsschwärmer: „Nul ne doutait que la nation française était la plus vive à la terre, la plus accessible à toutes les im-

[1]) Forsters Briefe s. o. II, 623.

[2]) Neuer Teutscher Mercur 1790, III, 381.

[3]) S. o. S. 393.

pressions, la plus civilisée, et que chez elle circulait la plus grande masse de connaissances diverses.“[1]) Sein Weltbürgertum zeigt sich deutlich in den Worten: „Pour nous Allemands, nous sommes cosmopolites plus qu'aucune autre nation. Nous n'avons guère, au sens politique, de patrie allemande.“ In späteren Jahren erkannte auch Halem, dass sein Urteil über Revolution und Franzosen übereilt war. —

Das Organ, womit diese Pariser Deutschen — und andere Ungenannte und Verschollene — ihre Anschauungen in Deutschland verbreiteten, war vorzüglich das schon mehrmals erwähnte politisch-historische Journal „Minerva“, gegründet und herausgegeben von Archenholz. Eigentlich war es der gesamten neuesten Geschichte gewidmet. Aber die meisten Aufsätze behandelten, wie gut zu verstehen ist, die französischen Verhältnisse. „Wo liest man von einer Nation, die zu gleicher Zeit ihre Staatsverfassung, ihre Gesetze, ihre Religion, ihre bürgerliche Einrichtung, ihre Vorurteile und ihre Sitten änderte? Es tritt also gleichsam ein ganz neues, aber hoch kultiviertes Volk auf den Schauplatz der Welt. Ein unermesslicher Stoff zu Bemerkungen . . . . .“[2]) schrieb Archenholz im Vorwort zu seiner Zeitschrift.

Die Gesinnung der „Minerva“ war im allgemeinen gemässigt revolutionsfreundlich. Sie wendete sich energisch gegen die Ausschreitungen des Jakobinertums. Von deutschnationalem Empfinden lassen sich zwar einige Spuren entdecken; doch das Weltbürgerliche überwiegt bedeutend. —

Der rührige Redakteur, der selbst längere Zeit in Paris gewesen war, verfasste manchen Aufsatz über Frankreich. Dabei berührte er mitunter den Nationalcharakter. Er glaubte von einer durch die Revolution hervorgerufenen grossen Sittenveränderung reden zu dürfen. Ja, „der Charakter der Franzosen schien ganz umgeschaffen“.[3]) Das war der erste Eindruck seiner Reise. Doch diese Meinung rechtfertigte die Zeit nicht. Zwei Jahre später schon (1794) musste sich Archenholz eingestehen, dass die Franzosen im Grunde „die eitelste Nation

[1]) v. Halem: Paris en 1790; Traduction par A. Chuquet, Paris 1896, S. 390.
[2]) „Minerva“ I, 1.
[3]) S. o. I, 6.

auf Erden" geblieben sind. Die wohl berechneten Jakobinerreden schmeichelten denselben Menschen, die einige Jahre vorher „bei hungrigem Magen aus Nationaleitelkeit mit Entzücken von dem Pomp des Hofes, der Pracht ihrer Grossen und ihrem Überflusse redeten."[1]) Den raschen, unglücklichen Entwicklungsgang der Revolution suchte er aus der „Beweglichkeit" und „leichten Erregbarkeit" der Nation zu erklären. Der Erfolg einer so gearteten Nation in den Revolutionskriegen sei kein Wunder; anfängliche Siege hätten aufs höchste ihre Zuversicht und ihren Mut angeregt und ihren Hang zur Schwärmerei bestärkt. Dies alles offenbare ihre „wütende Art sich zu schlagen".[2]) Der alte Hauptmann Archenholz, der einst im ruhmvollen Heere Friedrichs des Grossen gefochten hatte, war dagegen weder mit der Haltung, noch mit der Ausrüstung der deutschen Krieger zufrieden. —

Überhaupt schienen die Franzosen den Deutschen zum Kriegerstande wie geschaffen. Zahlreich sind die sie als Soldaten bewundernden Aussprüche, während zugleich auf die Deutschen harte Vorwürfe fallen. Dass dabei die meisten Deutschen die Bedingung des frischen, aufopfernden, vorwärtsdrängenden Kriegsgeistes der Franzosen übersahen und nur die Wirkungen, und nicht die tiefer liegenden Ursachen wahrnahmen, ist schon an früherer Stelle hervorgehoben worden. Ein Anonymus schrieb in die „Minerva": „Eben diese Ehrbegierde, womit alle Franzosen durchdrungen sind, bekämpft denn auch den Feind. Der Gedanke tapferer zu sein, als der Gegenteil, Taten zu tun, welche noch kein Volk getan hat, die Welt zu besiegen, erhebt den Mut der Franken, macht ihn den Tod verachten und einen erlittenen Verlust schnell mit verdoppeltem Mut rächen."[3]) Der nämliche Autor gab zugleich noch eine ausführliche Schilderung der grossen Leiden, die die deutsche Bevölkerung in den Rheingegenden unter der französischen Einquartierung zu ertragen hatte. Von den Franzosen heisst es da: „Lustig, höflich und fein sind sie dabei. Das ist aber keine Folge

---

[1]) S. o. XI, 6.
[2]) S. o. XII, 38.
[3]) S. o. XIX, 459.

der Revolution, sondern national. Deshalb ist man überall besser mit ihnen zufrieden als mit den Deutschen; wenn nur jenen einzelnen Räubereien besser Einhalt geschähe.“[1]) Das wirft ein helles Licht auf die Gesinnung und Stimmung im deutschen Volke, das noch nicht aufgerüttelt durch den Sturm nationaler Selbstbesinnung, die düsteren Träume verscheuchend zur frischen Tat schreitet, sondern willenlos, schweigend alles über sich ergehen lässt und noch froh ist, von Schlimmerem verschont zu sein. Noch war die Stimme der wenigen Wachen zu schwach, um der schlafenden Masse die Nähe des neuen Tages zu verkünden!

Ihre Fröhlichkeit hatten die Rheinländer verloren; geduldig, scheu und lautlos gingen sie ihren Geschäften nach. In der stillen Stadt lärmten voll Ausgelassenheit die Franzosen. So berichtet ein Heilbronner, der Mainz durchreiste. Er machte dabei auch seine „Betrachtungen über den Unterschied des deutschen und französischen Nationalcharakters und die unerschöpfliche Heiterkeit eines Volkes, das in einer Stadt, wo es höchst selten ein freundlich Gesicht zu sehen bekommt, doch so argwohnlos und zutrauensvoll wandelt, als wenn es unter seinen besten und getreuesten Freunden lebte.“[2]) Das war denn doch selbst Archenholz zu billig geurteilt; in einem Nachwort bemerkte er dazu: „Wenn aber der Verfasser die damit kontrastierende lärmende Heiterkeit ganz auf Rechnung ihres fröhlichen Humors setzt, so urteilt er schonender, als es mir die unbefangenste Beobachtung verstattet. Ich sehe diese fröhliche Sicherheit als ein Produkt von Hochmut und Leichtsinn an. Einmal fällt es ihnen sehr selten ein, dass man einen Franzosen nicht liebenswürdig finden könne; und wenn sie auch einen Augenblick zu dieser ennuyanten Erkenntnis kommen, so schützt sie ihr Hochmut, in welchem sie die Deutschen zu tief unter sich erblicken, als dass sie etwas anders als Gehorsam in Dulden und Zittern erwarten sollten.“[3]) Diese Worte sprach die momentan aus den Tiefen des Gemüts aufwallende Erbitterung eines Deutschen, den etwas verletzt hatte, worüber

[1]) S. o. XIX, 454.
[2]) „Minerva“ 1801, I, 195.
[3]) S. o. S. 202.

er sich vielleicht in einer vernünftigen Stunde nicht einmal hätte befriedigende Rechenschaft geben können. Sie blieb für Archenholz eine vorübergehende Stimmung. Denn auch er neigte im allgemeinen zu jenen Deutschen, die in der „Minerva" mit Behagen die Überzeugung vertraten, dass ein Deutscher eigentlich gar nicht zu „edlem Nationalstolz" berechtigt sei und „mithin auch keinen Patriotismus haben könne, dass der von den deutschen Politikern affektierte Patriotismus unwahr sei."[1]) Sie dachten aber nicht daran, dass solch ein Nationalstolz ja verdient und ein wahrer Patriotismus erworben werden könne; sie taten sich vielmehr etwas darauf zu gut, reine, unverfälschte Weltbürger sein zu dürfen. „Die Deutschen haben einen weltbürgerlichen Charakter, im Gegensatz zu Engländern und Franzosen, die ihre Nation nie, auch äusserlich nie verläugnen können."[2]) Der so schrieb, ein Oldenburger, namens Rickfels, weiss unter dem Eindruck der Katastrophe bei Jena nichts anderes zu schreiben, als: „Mögen wir auch aufhören eine Nation im politischen Sinne zu sein, uns wird der Übertritt in andere Verhältnisse, bei unserer Kultur und unserer Lage, nie so schmerzhaft werden, wie einem andern Volke."[3])

So widerstrebte denn auch diesen Kosmopoliten an den Franzosen nichts mehr, als gerade ihr Nationalbewusstsein. „Selten, sehr selten kann ein Franzose es sich möglich denken, dass ein Nichtfranzose eine reife Beurteilungskraft haben könne . . . . . Dies ist gewöhnlich unedler Nationalstolz. Am sichtbarsten ist er, wenn der Franzose sich bemühet, jedes anerkannt grosse Genie des Auslandes zu entwürdigen."[4])

Die meisten Deutschen, welche ihre Ansichten in der „Minerva" veröffentlichten, waren längere oder kürzere Zeit in Paris; dort scharten sie sich um ihr angesehenes, geistiges Haupt, den philanthropischen Sonderling Gustav Graf von Schlaberndorf.

Seit 1789 hatte er in der französischen Hauptstadt seinen Wohnsitz aufgeschlagen und eignete sich schon aus diesem

[1]) S. o. 1804, III, 50.
[2]) S. o. 1806, III, 10.
[3]) S. o. S. 10.
[4]) S. o. 1804, III, 56.

Grunde zu seiner Rolle, noch vielmehr aber durch seine angenehme, ehrenwerte Persönlichkeit. Forster traf ihn in Paris an, wurde sein Freund und schrieb nach Hause: „Schlaberndorf ist der einzige Mensch, den ich hier lieb gewinne. Sein Charakter ist durchaus edel, sein Herz rein und gut, sein Kopf nicht brillant, aber reich und richtig und hell denkend; er ist der praktischste Philosoph, den ich noch gekannt habe. Seine grosse Erfahrung und seine Kenntnisse neben unendlicher Bescheidenheit, Sanftmut und Festigkeit erfreuen mich.“[1])

Was Schlaberndorf in Paris zurückhielt, war grossenteils die Gewohnheit; denn seine Liebe zur französischen Nation war ihm verflogen. Nur mit Schaudern sah er die Entwicklung der Revolution zu der alles unterjochenden Militärdiktatur. Napoleon betrachtete er voll Hass, voll Verachtung die Franzosen. Als ein Bekenntnis seiner innersten Gesinnung darf die anonym erschienene umfängliche Schrift: „Napoleon Bonaparte und das französische Volk unter seinem Konsulate“, Germanien 1804, angesehen werden.[2])

Wie kommt es, dass das französische Volk sich von einem fremden Machtmenschen lenken und beherrschen lässt? Diese Frage beschäftigt stets den Verfasser, obwohl er es sich zur Aufgabe gemacht hat, die Leser die „eigentliche Tendenz und Richtung der französischen Regierung erkennen zu lassen.“[3]) Damit kommt er immer wieder auf den französischen Nationalcharakter zu sprechen; deshalb musste diese Schrift herangezogen werden. Goethes besonnenes Urteil darüber lautet: „Zwar kann man nicht sagen, dass der Verfasser sich auf einen höheren Standpunkt erhebe und als völlig unparteiischer Geschichtsschreiber verfahre; er gehört vielmehr zu den Mitlebenden, Mitleidenden,

[1]) Forsters Briefe s. o. II, 476.

[2]) Zur Verfasserfrage: Lange galt der Musiker Reichardt (noch im Art. d. allg. dtsch. Biographie) als Verfasser; er ist jedoch nur der Druckleger, Herausgeber, nach Steffens auch Bearbeiter der Schrift (vergl. Steffens: „Was ich erlebte“ V, 202 ff.; Artikel: „Schlaberndorf“ i. allg. dtsch. Biographie; deutsches Anonymenlexikon, Weimar 1905). Diese Schrift wurde ins Englische übersetzt; es erschienen dort schnell hintereinander 7 Auflagen. — Napoleon hielt zunächst Reichardt für den Verfasser; aber auch den Grafen Schlaberndorf hatte er im Verdacht und liess ihn scharf beobachten (vergl. Steffens V, 202 ff., VIII 120 ff.).

[3]) Nap. Bon. u. d. frz. V. u. s. Kons. Vorrede S. VI.

Mitmeinenden und nimmt manches Ärgernis an dem ausserordentlichen Manne, der durch seine Unternehmungen, seine Taten, sein Glück die Welt in Erstaunen und Verwirrung setzt.“[1]) Die Franzosen sieht denn auch der ,,mitlebende und mitleidende“ Deutsche in dem ungünstigsten Lichte: sie sind ein ,,leichtsinniges, grausames Volk“, dessen ,,Schwächen und Härten Napoleon durch klügste Berechnung auszunützen versteht“.[2]) Es war stets ,,dieselbe eitle, ununterrichtete, charakterlose, treulose, grausame und leichtsinnige Nation“.[3]) Das Geheimnis der Macht Napoleons über sie glaubt der Beobachter entdeckt zu haben: ,,Es führte sie unaufhörlich zum Angriff und Sieg, warf dabei im Innern ihren Lüsten und Leidenschaften so viel Nahrung und Unterhaltung zu, dass sie in ihrem gierigen Wüten und Schlingen nicht gewahrten, wie er sich, des militärischen Regiments einmal gewiss, nun auch jedes andern bürgerlichen Regiments bemächtigte“.[4]) Mit dem Wissen ist es bei den Franzosen im allgemeinen nicht weit her; sie sind Ignoranten mit dürftigen Ausnahmen,[5]) dagegen ist ihnen ein gewisser Nationalwitz nicht abzusprechen.[6]) Was ihr Theater betrifft, das ja kein Deutscher, der nach Paris kam, zu besuchen unterliess — so fehlt ihnen der eigentliche Sinn für die Tragödie, mögen sie auch einige treffliche Schauspieler besitzen; unübertreffbar aber sind sie im Feinkomischen und Naiven.“[7])

Den unerbittlich harten Urteilen, die Abbé de Mably in den ,,Observations sur l'histoire de la France“ über seine Landsleute fällt, stimmt der Verfasser eifrig bei; er findet noch bessere Gewährsmänner für seine Ansichten: ,,Alle ihre Schriftsteller des vergangenen Jahrhunderts von Montesquieu bis auf Mirabeau, ja bis auf die allerneuesten Necker, Riouffe, Mounier, Chenier, schildern ihre eigene Nation (so) politisch und moralisch verwahrlost und verdorben . . . .“[8]) —

[1]) Goethes Recensionen i. d. Jenaischen allgem. Literaturztg. 1804.
[2]) Nap. Bon. S. o. S. 74.
[3]) S. o. S. 336.
[4]) S. o. S. 337.
[5]) S. o. S. 374.
[6]) S. o. S. 376.
[7]) S. o. S. 418.
[8]) S. o. S. 333.

Noch einseitiger, ja stellenweise geradezu gehässig ist die als Ergänzung erschienene, angeblich aus dem Englischen übersetzte Schrift: „Napoleon Bonaparte wie er leibt und lebt und das französische Volk unter ihm.“[1]) Die Tendenz dieses Buches und das Verhältnis zum ersten, eben besprochenen Buche wird deutlich durch den Gedankengang:

Napoleon, der Unterdrücker des freien Geisteslebens, der vielleicht leben muss, um nicht durch seinen unerwarteten Tod Frankreich und Europa in noch grössere Not und Verwirrung zu setzen, soll moralisch getötet werden.[2]) Dies kann nicht besser geschehen, als „wenn man den Regenten und Völkern treu und aufrichtig schildert, wie klein und unglücklich Bonaparte und das französische Volk unter ihm wirklich ist . . .[3]) Der gleichfalls anonyme Verfasser will, „über dieselben Gegenstände, die sein Vorgänger oft viel zu ängstlich behandelt hat, freier und vollständiger schreiben“.[4]) Als Miterleber und Augenzeuge erscheint er: „Ich werde alles nachzuholen suchen, was er entweder vorsätzlich verschwiegen oder vielleicht auch ignoriert hat, und was ich mit eigenen Augen gesehen, mit eigenen Ohren gehört habe.“[5])

Es ist dasselbe Bild vom französischen Nationalcharakter, wie in der vorigen Schrift, doch sind alle Farben noch greller und flammender aufgetragen. Auf einzelnes einzugehen ist nach dem schon Erwähnten überflüssig. Nur ein „durch alle Laster entnervtes, entseeltes Volk, das gleich den Epileptischen und Wahnsinnigen nur in der Wut noch Kraft und Vermögen hat“, konnte sich so willenlos und blind in die „neue unerhörte Sklaverei“[6]) hingeben.

Forscht man nach dem Motiv dieser salzigen Schriften, von denen man seinerzeit mit vielem Behagen kostete, so ent-

---

[1]) Als Verfasser dieser Schrift, die ebenfalls viele Auflagen in kurzer Zeit (1804/14) erlebte, wird auch Schlaberndorf genannt, doch mit geringer Wahrscheinlichkeit. (Vergl. Allg. Dtsch. Biogr.) Sonst gilt Joh. Adam Bergk dafür. (Vergl. Dtsch. Anonymenlexikon, Weimar 1905.)

[2]) Vergl. „Nap. Bon. wie er leibt u. lebt etc. Petersburg 1806. S. 5.

[3]) S. o. S. 5.

[4]) S. o. S. 5.

[5]) S. o. S. 5.

[6]) S. o. S. 50.

sprang dieses der bitteren Enttäuschung über den Verlauf der Geschichte, der alle stolzen und mächtigen Freiheitshoffnungen elend verkümmern liess. Deutsch-nationale Gefühle wirkten nicht im geringsten mit; der schwer beleidigte, kosmopolitische Revolutionsgeist diktierte diesen Deutschen die beissenden Worte in die Feder. — Weil die Franzosen so schlecht das grosse, heilige Werk, das sie kühn und leichtsinnig anzufangen wagten, zu Ende führten, deshalb traf sie das unerbittliche Verdammungsurteil. —

Auf das engste verwandt mit den Anschauungen der eben besprochenen Schriften sind die Johann Friedrich Reichardts, des vielseitig gebildeten Schriftstellers und Komponisten. Napoleon hatte ihn deshalb auch im Verdacht, dass er ihr Autor gewesen sei.

Reichardt war nie ein grosser Verehrer des französischen Charakters, wohl aber ein flammender Republikaner. Sein Schwiegersohn Steffens berichtet kurz von ihm: „Sein Anschliessen an die französische Revolution, seine Verbindung mit einigen Häuptern derselben, seine mehr als demokratische Gesinnung hatte ihm unter dem vorigen König (Friedrich Wilhelm II) den Unwillen des Berliner Hofes zugezogen . . . . . dieses . . . . . hatte ihn auch von Goethe getrennt.“[1]) Der Ausgang der Revolution nahm indessen auch viel von seiner Begeisterung. Den Freunden gegenüber wurde er versöhnlicher; gegen die Franzosen verhielt er sich noch kritischer. Man denke nur an die Bearbeitung der eben besprochenen Schlaberndorf'schen Schrift. In Napoleon aber hasste er den Zertrümmerer seines demokratischen Ideals.

Ein schönes Bild seiner Ansichten gewinnt man aus den „vertrauten Briefen aus Paris“, worin Reichardt die Eindrücke, die er im Hasten und Treiben der Weltstadt während seines Aufenthaltes im Winter 1802/03 empfing, schilderte. Sein Urteil über die Franzosen ist damals noch verhältnismässig mild.

Reichardts unruhiges Wesen verlangte stets nach Anregung, Abwechselung und Unterhaltung. Schüchternheit und Befangenheit kannte er nicht. Kaum ein anderer Deutscher verstand es

[1]) Steffens, „Was ich erlebte“ IV, 178 f.

deshalb auch, sich so reiche Gelegenheit zu verschaffen, wie er, alles das, was ihm irgendwie beachtenswert dünkte, mitzuerleben oder mit eigenen Augen anzusehen. In den berühmtesten und vornehmsten Häusern liess er sich zu Gaste laden; überall drängte er sich hin, in die Malerateliers, in die Boudoirs der Modeschönheiten, in die Audienzsäle Napoleons in Paris und zu den Hoffesten zu St. Cloud; regelmässig besuchte er die Kunstsammlungen; tagtäglich war er im Theater.

Reichardts Stärke liegt in der Beschreibung äusserer Erscheinungen; seine Ansichten bleiben meist an der Oberfläche haften.

Er war in dem Glauben befangen, durch den Umgang mit der oberen Gesellschaft, durch die Beobachtung ihrer Wünsche und Vergnügungen und durch eine gewisse Kenntnis der Zeitliteratur, das, was die Nation bewegte, erfassen zu können. Die Inhaber der wohlfeileren Plätze im Theater, waren ihm das Volk. Die arbeitenden Scharen aber überflog er wohl gelegentlich mit prüfenden Blicken von der Kutsche aus, die ihn zu einem Balle oder ins Schauspiel brachte, und als er einmal zu Fuss in Begleitung zweier Damen durch ein Volksgedränge glücklich hindurch gelangen konnte, freute er sich erfahren zu haben, „wie gut man mit dem gemeinsten französischen Pöbel fertig werden kann, sobald man sich nur auf seinen lustigen Ton versteht, und alles zu vermeiden weiss, was sein Ehrgefühl beleidigen kann.“[1])

Es standen drei Dinge im Mittelpunkte seines Interesses. Das Theater, die Musik und die Persönlichkeit des ersten Konsuls. So nehmen denn auch bei weiten den grössten Raum seiner Mitteilungen Theaterberichte ein, die meistens in der Art ephemerer Zeitungskritik von längst vergessenen Komödianten und unbekannten Bühnenstücken handeln. Lebhaft ergreift ihn die Musik; mag es im Konzert, in der Oper, in der Kirche oder bei einer Soirée sein, immer hört er sie an mit den feinen Ohren eines zurückgesetzten Rivalen und urteilte streng und selbstbewusst als Kenner. Die Gestalt Napoleons bringt ihn auf bedeutendere Gedanken; mit missgünstigen,

[1]) Joh. Fried. Reichardts, Vertraute Briefe aus Paris, 1803, II, 387.

überkritischen Augen begleitet er jede seiner Bewegungen, und jede Amtshandlung überdenkt er voll Misstrauen und Vorurteil. Ein zeitgenössischer Rezensent seiner Briefe, Julius v. Voss, schreibt: „Aller Tadel Hrn. Rs. gegen jenen merkwürdigen Mann vereint sich aber in zwei Brennpunkten. Nemlich: Der usurpierten Alleinherrschaft, die die Achtung des Demokratismus, und der Religionsherstellung, die die Philosophie nicht verzeihen kann.“[1])

Seit seinen Misserfolgen im Pariser Musikleben verhält er sich den Franzosen gegenüber recht kühl. Die Verstimmung über seine Zurücksetzung fühlt man in den Worten, die dem Geiste der französischen Literatur gelten: „Es ist doch, als wenn ein Franzose sich durchaus nichts anders, als auf seine französische Weise denken könnte . . . . . Neben jeder beschränkten Idee der Mehrheit, dass alle Völker, was sie auch Gutes hätten, solches auf ihre französische Weise haben müssten, geht auch noch immer der Eigendünkel, dass sie sehr vieles hätten und verständen, wovon alle andere noch so polizierte Völker nichts besässen und nichts wüssten.“[2])

Die Bemerkung, die Reichardt beim Anblick der Franzosen einfiel, weiss er als Musiker am besten durch folgendes Gleichnis auszudrücken: Die französische Nation hat Ähnlichkeit mit einem Orchester, das „das vollkommenste Fortissime und das ebenso vollkommene Pianissime in seiner Gewalt“ hat, dem „aber die Mitteltinten fehlen“.[3]) Der Franzose ist „gewöhnlich nur höflich oder heftig, man könnte auch sagen, nur galant oder wütend“.[4]) Sie benehmen sich bei ihren Beschäftigungen und Vergnügungen, auf der Strasse und an andern Orten, ganz anders, als die Deutschen. Manches, was Reichardt mit ansah, war derart, wie man es „nur bei einem fein sinnlichen, wollüstigen Volke erleben kann“.[5])

Trotz alledem schien es Reichardt ein erstrebenswertes Ziel, im napoleonischen Paris mit seinen Kunstanstalten,

---

[1]) v. Voss: „Beleuchtung der vertr. Briefe“ 1804. S. 216.
[2]) Vertraute Briefe: III, 17, 18.
[3]) S. o. II, 33.
[4]) S. o. II, 35.
[5]) S. o. II, 112.

wissenschaftlichen Instituten und seiner unübersehbaren Reihe von Lustbarkeiten und Unterhaltungen den Wohnsitz aufzuschlagen, dies alles „mitten unter einem frohen, genügsamen Volke, voll Empfänglichkeit und Anstelligkeit, voll Mut und körperlicher Kraft, auf eigene freie Weise zu geniessen, und so ein freier Mensch mitten unter den Parisern zu sein, die mit der unglaublichsten Ergebung und Leichtmütigkeit immer alles sind, wozu sie kluge Egoisten machen wollen, und es immer erst hinterdrein merken, dass das, was sie eben waren, nicht das Rechte ist.“[1])

Reichardts Standpunkt den Franzosen gegenüber ist im untersten Grunde von persönlichen und politischen Motiven bedingt, aber fast ganz unabhängig von vaterländischen Empfindungen. Sein geringes Gefühl für das Deutschtum ist höchstens Stolz auf deutsche Geisteskultur, die damals selbst noch grösstenteils weltbürgerlich war und sein wollte. Wenn sein starker Lebensdrang, von dem Pariser Treiben angenehm unterhalten oder regsam beschäftigt, Befriedigung gefunden hatte, dachte er milder von den Franzosen, als in den Stunden, wo er über die Politik Bonapartes und über den jämmerlichen Stand der Revolutionssache nachsann; dann hatte er nur Zorn und Verachtung für sie, und teilte zum mindesten die Gesinnung der anonymen Schrift Schlaberndorfs. —

Mit Reichardt ist die erste Gruppe im wesentlichen abgeschlossen; sie enthielt die bedeutsamsten Typen enttäuschter Revolutionsfreunde. Je nach der Leidenschaftlichkeit ihrer Natur und der Lebhaftigkeit, mit der sie einst nach dem Revolutionsideal gegriffen haben, war nach der Ernüchterung ihr Verhältnis zu den Franzosen verschieden abgestuft: von besonnener, kühler Ablehnung bis zu erregter Verurteilung. Was aber allen diesen Männern gemeinsam war, lag in ihrer philosophischen Gesinnung. Sie waren fast ausnahmslos die echten Söhne des 18. Jahrhunderts, überzeugte Weltbürger und Freunde der Revolutionsideen.

Die kosmopolitische Gesinnung schloss aber in einigen deutschen Köpfen keineswegs eine prinzipielle Gegnerschaft

[1]) S. o. II, 194 f.

mit der Revolution aus. Das zeigen die Schriften Rehbergs und Brandes. So wenig die beiden ihr Herz für das Deutschtum wirklich erwärmen konnten, so wenig für die französische Revolution.

Zwar fiel anfänglich ein Funken in die Seele des Hanoveraners Ernst Brandes, geheimen Kanzleisekretärs; aber kühle Besonnenheit hatte ihn bald erstickt: „Herrn Burkes grosses Werk, das mir erst, nachdem meine Betrachtungen über die französische Revolution schon erschienen waren, zu Gesichte kam, erhöhete die sehr ungünstige Stimmung, die ich für den Zweck und die Mittel der Revolution bereits empfand, bis zum höchsten Grade des Abscheus.“[1]) Es ist ferner seine Überzeugung: „Das Gute, was mitunter durch die National-Versammlung hervorgebracht wurde, wäre ohne die Revolution zu stande gekommen.“[1])

Von vornherein für jede Ansteckung der Revolutionsschwärmerei unempfänglich war der andere Hanoveraner, Brandes Freund, A. W. Rehberg.

Es fehlte denn auch ihren Urteilen der Stachel persönlicher Enttäuschung; sie richten sich schärfer gegen die Ideen der Revolution als gegen die Franzosen. Damit erhalten ihre Ansichten eine andere Färbung, als die jener Deutschen, die für jede unliebsame Entehrung ihrer angebeteten Revolutionsideen den Franzosen die Schuld gaben.

Brandes gibt in seinen Revolutionsbetrachtungen auch ein kleines Bild von der Stimmung der ersten deutschen Revolutionsfreunde in Paris. Als unausbleibliche Wirkung des Milieus der allgemeinen Erregtheit und trunkenen Freiheits- und Gleichheitsschwärmerei sucht er ihre grosse Begeisterung zu begreifen und schildert dabei einige Charakterzüge der Nation, so wie er sie sich vorstellt. „Selbst einsichtsvolle Männer konnten sich nicht ganz entwehren, die Eindrücke, die sie bei der grössten Anzahl von Menschen, die sie sahen, vorfanden, zu teilen. Die Franzosen sind eine feurige, lebhafte, geschwätzige Nation. Der Wonnetaumel eines solchen Volks ist sehr ansteckend, eben-

[1]) E. Brandes: Folgen der franz. Rev. i. Rücksicht auf Dtschld. Hannov. 1793: S. Einl. S. IX.

so mächtig wie Oberon's Horn. Die Volksfeste, die feierliche Ablegung eines Bürgereides, ein Schauspiel, was fast jeder Reisende, der seit der Revolution in Frankreich war, seiner öfteren Wiederholung wegen, zu sehen bekam, der Theaterpomp irgend eines Aufzuges, wirksam durch die lebhafte Begeisterung der Schauspieler und Zuschauer, in einem Volke, das von jeher solche Szenen liebte, die grosse Bewegung, die man überall sah, das alles war sehr hinreissend. Man schloss aus dem Frohsein auf die Glückseligkeit des Volkes . . ."[1])

Die propagandistische Gewalt der Revolutionsideen, die doch mit Notwendigkeit aus dem Schosse der Geschichte quollen und deshalb im höchsten Sinne ein Bedürfnis der Zeit waren, verkannte Brandes. Als niederdeutschem Realisten und nüchternem Empiriker lag es ihm viel näher, den unläugbaren Beifall, der dem Ausbruche der Revolution allenthalben im Auslande von den besten Menschen gespendet wurde, als Folge besonders anziehender französischer Charaktereigenschaften anzusehen, die darauf angelegt waren, die Gunst der Fremden zu erlangen. „Eine besondere Zuvorkommung gegen Fremde, seit der Revolution, die teils in der so sehr verstärkten Bewegung einer lebhaften Nation gegründet war, die ihre Empfindungen durchaus nicht in sich verschliessen kann, sondern immer überströmend sie dem ersten dem besten mitteilen muss, teils in der Eitelkeit dieser Nation liegen mag, die das herrliche neue Schauspiel, das sie der Welt gab, auch von Ausländern bewundert und beklatscht wissen wollte, musste manche Fremde gewinnen."[2])

Der Ton, in dem die Franzosen geschildert werden, ist nicht erregt, persönlich. Brandes Urteil ist deshalb auch massvoll, wie das deines Freundes Rehberg.

Dieser konnte sich, wie so viele, des Eindrucks nicht erwehren, dass „durch die Revolution ihr ganzer Charakter verändert"[3]) sei. Er versuchte voll Ernst das Geistesleben seiner Zeit in den führenden Kulturen Europas zu verstehen und kam dabei zu dem bemerkenswerten Satze: „In Frankreich bilden sich herrschende Ideen durch gesellschaftlichen Umgang und

[1]) S. o. S. 102.
[2]) S. o. S. 103.
[3]) A. W. Rehberg: Ges. Schriften II, 122.

Gespräch; in England durch förmliche Diskussion zu politischen Zwecken; in Deutschland, wenn sie in die Köpfe der Gelehrten eindringen und zu Systemen ausgebildet werden."[1]) Auch glaubt er zu erkennen, dass in Frankreich „das Theater als eine Schule der Sitten, des Geschmacks und überhaupt der ganzen höheren Bildung angesehen werde"[1]) und damit ganz hervorragenden Anteil an der Volkserziehung habe, während es in Deutschland gewöhnlich nur der Unterhaltung diene und somit auch den Dichtern die Möglichkeit nähme, in gleichem Masse, wie in Frankreich veredelnd oder belehrend auf die Zuhörer zu wirken: eine Anschauung, die bei aller ihrer Einseitigkeit, nicht allein von Rehberg geteilt wurde.[2])

In der Einleitung zu seiner Machiavell-Übersetzung vergleicht er in wenigen Sätzen den französischen mit dem italienischen Nationalcharakter und hebt dabei folgendes hervor: „So wie man von den Franzosen nicht ohne Grund sagt,[3]) dass sie aus allem Ernste Scherz machen, und dadurch so oft selbst ein Spiel ihrer eigenen witzigen Laune werden, so machen die Italiener aus allem Scherze Ernst. In allen Handlungen der Franzosen erscheint ein feines und unaufhörlich reges Ehrgefühl als die herrschende Triebfeder. Dieses zeigt sich in den schlechtesten, wie in den vorzüglichsten Individuen der Nation, auf verschiedene Weise, aber immer gleich stark. Alle französischen Raisonnements über sittliche Gegenstände erhalten dadurch eine ganz eigene Farbe, und in der Geschichte des Volkes spielt es die Hauptrolle. Aus der Verbindung dieses äusserst reizbaren Ehrgefühls, und der feinen Beobachtung aller Konvenienzen des Augenblicks, worin die Franzosen allen andern so sehr überlegen sind, mit ihrer launigen Gemütsstimmung, entspringt eine Versatilität, von der man in der Geschichte der

---

[1]) S. o. I, 406.

[2]) Vergl. besonders Jul. v. Vossens Ansicht; s. u. Kapitel VI.

[3]) Es dürfte wohl an Montesquieus Aussage gedacht werden, die auch für Kant (s. v.), für Schlaberndorf (s. v.) und für Arndt nachweisbar von Bedeutung war. In Arndts „Geist der Zeit" heisst es, dass man nach dem blutigen Verlauf der Revolution denken müsse „an die ewige Wahrheit Montesquieus: die Franzosen tun die albernen Dinge ernsthaft und die ernsthaften albern". (S. 343).

Italiener keine Spur findet. Diesen kommt es immer auf die Sache an, die sie wollen."[1]) Rehberg schrieb dieses Urteil um das Jahr 1810 nieder. Dass kaum eine vernehmbarer Widerhall der erregten Zeit für ein lauschendes Ohr aus den Worten zu hören ist, offenbart und bestätigt von neuem seinen Mangel an lebendigem, deutsch-nationalem Empfinden. Als Hanoveraner besass er wohl auch seinen erdenhaften, heimatlichen Partikularismus, aber in seinen Geistesstunden war er ein vernünftiger Weltbürger. Deshalb fand er, wie auch sein Freund Brandes, in diesem Kapitel eine berechtigte Stelle; wenn auch bei fast allen darin erwähnten Männern der Kosmopolitismus mit heissester Sympathie für die Revolutionsideen und lebhaftester Antipathie gegen die Franzosen, die sich so schlecht bei ihrer Verwirklichung bewährten, verbunden war. —

Wie eine Wolke hing der Geist des Kosmopolitismus an dem Gebirge des Kulturfortschritts; wer die Höhe erklimmen wollte, musste sich durch diesen Nebel ringen. So haben fast alle Persönlichkeiten, die weiterhin in den Bereich der Untersuchung treten, diese Entwicklungsetappe überwinden müssen.

Auf welche Weise der deutsche Geist über die weltbürgerliche Gesinnung hinauskam und in welchem Bild er dabei jeweils die französische Nation erblickte, das darzustellen, ist die Hauptaufgabe der nächsten Kapitel.

---

[1]) Rehberg: Machiavelli's, Buch vom Fürsten. Übersetzung. Hannov. 1810. Einleitung S. 7 f.

III. Kapitel.

Der klassische Idealismus und Humanismus.

(Urteile W. v. Humboldts, Schillers, Goethes über die Franzosen.)

Die Kulturgüter, die Idealismus und Humanismus am Ende des 18. Jahrhunderts aus dem Schosse deutscher Kraft hervorgebracht haben, waren für die ganze Menschheit bestimmt. Für die Deutschen allein sollten sie nicht geschaffen sein. Schiller ruft seinen Landsleuten den heiligen Rat zu: „Zur Nation euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutsche, vergebens; bildet, ihr könnt es, dafür freier zum Menschen euch aus!“[1]) Es ist das Leitwort für die Jünger der Humanitätsbildung. Das deutsche Volk war das berufene Menschheitsvolk, denn auf der stolzen Kulturhöhe, um des Menschheitsideals willen erstrebt und erklommen, sahen die Deutschen nur selten Söhne anderer Nationen um sich. Das erfüllte sie mit Selbstbewusstsein.

Diese deutsche Kultur mit ihren universalen Tendenzen bedeutet dennoch einen festen Untergrund für die politisch-nationale Entwicklung der folgenden Jahre. Die dafür so wichtige Überzeugung, dass das deutsche Volk eine Kulturnation sei, aber noch ohne die notwendige politische Machtstütze, den nationalen Einheitsstaat, entstand ja in enger Verknüpfung mit der Bewunderung der Geistestaten Kants, Schillers, Goethes.

Wie der zum Kulturbewusstsein erwachte deutsche Geist von den Franzosen dachte, offenbaren am besten die Äusserungen Wilhelm von Humboldts.

---

[1]) Schillers Xenion, „Deutscher Nationalcharakter“. Cotta'sche Säcularausg. I, 103.

Dieser schrieb eine Reihe von Bemerkungen über den französischen Nationalcharakter, da und dort, in Briefen und Aufsätzen zerstreut, nieder. Sein langer Aufenthalt in Paris [1]) bot ihm die äussere Veranlassung; der innere Beweggrund erhob sich aus den Tiefen seiner Weltanschauung.

Der Angelpunkt des Humboldt'schen Systems bildet der ideale, zu „harmonischer Totalität" gestimmte Mensch. Die Grundgegensätze der menschlichen Natur, ihre sinnliche und sittliche Seite, sind im Idealmenschen ausgesöhnt; es erscheint ihm „das Gebot der Vernunft als der freie Wunsch der Neigung, und die Stimme des Affekts als der Ausdruck des vernünftigen Willens."[2]) Was ist er also anders, als ein Repräsentant des ästhetischen Staates Schillers: Form- und Sachtrieb sind bei ihm zu harmonischer Tätigkeit im Spieltriebe verschmolzen. Ohne es zu wissen, besass der Grieche dieses göttliche Geschenk der Leibes- und Seelenharmonie; darum verkörpert auch der antike Mensch das Humanitätsideal. Im Laufe der Geschichte schied sich der Einklang der menschlichen Natur in die grelle Dissonanz: Sinnlichkeit — Sittlichkeit. Diesen Missklang in einem neuen, wohltönenden Akkorde aufzulösen, Sinnlichkeit und Sittlichkeit in bewusster Einheit untrennbar zu verschmelzen, und damit mehr als die Griechen zu werden, das ist die grosse Aufgabe jeder Zeit, auf dieses unendlich ferne Ideal ist der Sinn der Geschichtsentwicklung gerichtet.

Der Geschichtsbetrachtung vindiziert Humboldt infolgedessen den Zweck, das Humanitätsideal mit dem faktischen Zustande der Menschheit zu vergleichen, die tatsächlichen, die möglichen und die zur Erreichung des Endzieles noch notwendigen Fortschritte des Menschengeistes zu erkennen, und dadurch praktische Maximen zu gewinnen.[3]) —

Von dieser hohen Überzeugung durch und durch belebt plante Humboldt ein grosses geschichtsphilosophisches Werk

[1]) Von Ende November 1797 bis Spätsommer 1801, mit einer Unterbrechung vom Spätsommer 1799 bis Frühjahr 1800, während deren er sich auf einer Reise nach Spanien befand.

[2]) „Über d. männliche und weibliche Form" W. v. H's. „Gesammelte Schriften", I, 351.

[3]) Vergl. u. a. H's. Brief an Schiller v. 2. II. 1796. Briefwechsel hrsg. v. Leitzmann, S. 278.

über die geistige Entwicklung der Menschheit (1796). Da aber diesem Werke so wie er es sich dachte, ein einzelner schwerlich gewachsen sein konnte, entschloss er sich zum Zusammenarbeiten mit andern, von denen jeder einen bestimmten Zeitabschnitt zur Darstellung erhalten sollte; er erwählte sich die Charakteristik des 18. Jahrhunderts. Doch das Feuer der Lust an dieser Arbeit verglimmte schon während der Schaffung des Fundamentes, auf dem sich der stolze Gedankenbau erheben sollte. Nichtsdestoweniger enthält das Fragment eine Fülle fruchtbarer und anregender Gedanken, wie sie ähnlich schon vorher in dem verwandten Werke, dem Entwurf einer vergleichenden Anthropologie, ausgesprochen waren.

Das „Studium des Menschen gewönne am meisten durch Studium und Vergleichung aller Nationen aller Länder und Zeiten" so schrieb Humboldt anfangs 1793.[1]) In diesem Satz liegt der Keim seiner späteren, vergleichenden Anthropologie, die den bleibenden Charakter der Menschen, insbesondere der Nationen festzulegen hat. Sie ist insofern empirische Wissenschaft.[2]) Ihre Resultate aber sollen in erster Linie zu persönlicher Charakterausbildung verwertet werden. Letzten Endes also ist Humboldts vergleichende Anthropologie sinngemäss seiner ethisch-intellektuellen Weltanschauung eingeordnet; sie ist ihm Mittel zum Zweck, das grosse Humanitätsideal in der Geschichte zu verwirklichen. —

Auch dieser Plan einer vergleichenden Anthropologie blieb, soweit er ausgeführt wurde, nur eine Vorbereitung zum eigentlichen Werke, an das er selbst nie kam, wenn man nicht seine Bemerkungen über den französischen Nationalcharakter, als einen schwachen Versuch ansehen will, über den blos an- und einleitenden Teil des neuen, von ihm gegründeten Wissenschaftszweiges hinauszukommen.

---

[1]) „Über das Studium des Altertums". Ges. Schr. I, 264.

[2]) Vergl. „Ob es ihr gleich eigentlich und an sich durchaus nur darauf ankommt, zu wissen, wie verschieden der idealische Mensch sein kann, muss sie den Anschein annehmen, als wäre es ihr darum zu tun, zu bestimmen, wie verschieden der individuelle Mensch in der Tat ist. „Vergl. Anthrop." Ges. Schr. I, 390.

Er war auch wirklich, wie ein kurz vor seiner Abreise ins Ausland an Wolf geschriebener Brief dartut, von der Absicht erfüllt, die beiden grossen, begonnenen Werke, die Zeitcharakteristik und die vergleichende Anthropologie, weiter zu fördern. „Kenntnis und Beurteilung des menschlichen Charakters in seinen verschiedenen Formen" sei das besondere Arbeitsfeld, wofür er sowohl durch seine Unabhängigkeit und pekuniäre Lage, als auch durch seine Vorbildung am ehesten vom Schicksal auserlesen sei. Auch seine Geistesbeschaffenheit eigne sich dazu. „Wenn ich zu irgend etwas mehr Anlage, als die allermeisten besitze, so ist es zu einem Verbinden sonst gewöhnlich als getrennt angesehener Dinge, einem Zusammennehmen mehrerer Seiten, und dem Entdecken der Einheit in einer Mannigfaltigkeit von Erscheinungen.[1])

In der Fülle der Einzelcharaktere der Franzosen den französischen Nationalcharakter zu entdecken, war somit eine ihm angemessene Aufgabe. Ganz unvermittelt trat er nicht an ihre Lösung. Vorher hatte er sich theoretisch bis ins kleinste klar gemacht, worin der Charakter eigentlich bestehe, und was für Schwierigkeiten sich der Erforschung in den Weg stellten. Es geschah dies ausführlich im 4. und 5. Kapitel seines Essays über das 18. Jahrhundert. „Der Charakter", heisst es hier, „kann als eine Kraft betrachtet werden, die mit einer gewissen Beschaffenheit (Materie) in einer gewissen Art (Form) wirkt."[2]) Wie abstrakt sich auch dieser Ausspruch anhört, so gehaltreich ist er; denn er sucht unter Vermeidung jeder einengenden oder gar beschneidenden Begriffsform in seiner Allgemeinheit und Unbestimmtheit das Geheimnisvollste und Unergründlichste, das Mächtigste und Wirksamste im Menschen zu bezeichnen: die in ihm lebende und durch ihn wirkende individuelle Persönlichkeit; sagte doch Humboldt an einer andern Stelle vom Charakter: „Er ist verschieden von den Handlungen und von allen Äusserungen des Individuums, ist die gemeinschaftliche Ursache derselben, das ursprüngliche Ich, die mit dem Leben zugleich gegebene Persönlichkeit, und insofern ist es

[1]) Briefe an Wolf: Humboldts Ges. Werke, V, 175, 176.
[2]) S. o. Ges. Schr. II, 94.

sogar unmöglich, ihn unmittelbar aufzufassen und auszusprechen.“[1])

Streng genommen, berühren sich in Humboldts Gedanken zwei Auffassungen vom Nationalcharakter: als Empiriker teilt er — wie aus der oben zitierten Stelle des Briefes an Wolf zu ersehen ist — die mehr rationalistische Ansicht:[2]) Nationalcharakter, ein Allgemeinbegriff, der aus der unendlichen Vielfältigkeit der individuellen Charaktererscheinungen die gemeinsamen Merkmale hervorhebt; als tiefsinniger, schaffender Denker nähert er sich den frühromantischen Ideen: Nation ist eine höhere Individualität mit eigenem Charakter, der in den Einzelindividuen als Lebensmacht wirkt.[3])

Der französische Nationalcharakter ist ihm etwas Absolutes. Das im Wandel der Zeiten unveränderliche Grundwesen der Nation, das die Geschichte stets mit zufälligen Äusserlichkeiten überdeckt, will er erfassen. Um so tief, wie Humboldt es verlangt, bis zum Wesen, den dauernden Eigenschaften des Charakters vorzudringen, sind alle zufälligen Beschaffenheiten, womit er in der Regel bekleidet ist, sorgfältig abzuziehn.

So ist es denn gut zu verstehn, wenn Humboldt im Frühjahr 1798 an Goethe schrieb: „Um das Politische, wissen Sie, bekümmere ich mich nicht.“[4]) Was war es ihm auch anders, als ein „Umstand des Tages,“ „eine äussere Begebenheit“, eine jener Zufälligkeiten, die das Bild des Charakters der Nation trüben, und die deshalb zuerst beseitigt werden müssen, wenn man es scharf, in seinen feinsten Zügen erkennen will. Welches sind nun aber die Wege, die er für geeignet hielt, zu dem Wesen der französischen Nation zu gelangen? Vor allem die Literatur, „die doch immer als die Darstellung des gesamten Gedankensystems die richtigste Quelle der Kenntnis einer Nation, besonders

---

[1]) S. o. Ges. Schr. II, 86.

[2]) Vergl. die Auffassung J. H. Meisters i. d. Einleitung S. 2.

[3]) Es darf auch folgende Briefstelle als ein Beleg für diese Behauptung beigezogen werden: „Es ist ein wunderbares Phänomen, mitten in einer Nation manchmal Menschen zu finden, die einen fremden Geist in diesen Banden der Nationalität trugen“..... (Er meint Frau v. Staël.) Bratenek: Briefwechsel Goethes mit den Gebr. Humboldt“; S. 168.

[4]) S. o. S. 49.

einer so hoch kultivierten, bleibt".[1]) Viel Aufmerksamkeit schenkt er dem Theater, und zwar nicht nur den aufgeführten Stücken, sondern in fast höherem Grade dem Spiele der Darsteller. Daneben besuchte er regelmässig die Museen, wo er durch die Vergleichung der verschiedenartigsten Kunstwerke, die aus aller Herren Ländern stammend in Paris aufgestellt waren, auf nationale Besonderheiten aufmerksam wurde. Dass er doch gar manchmal gerade die frischesten und nachhaltigsten Eindrücke nationaler Eigenart im täglichen Umgang und Gespräch mit seinen französischen Bekannten empfing, ist selbstverständlich.

Wie lange Humboldt auch die Absicht hatte, alle seine Erfahrungen von der französischen Nation in einer zusammenfassenden Charakteristik zu verwerten, so scheute er doch am Ende vor der Ausführung dieses Planes zurück und schrieb, nicht ohne gewisse Berechtigung, an Körner: „Der Stoff, wenn er auch fein ist, ist so wenig reich, sieht gleich, sobald er mit einiger Subtilität behandelt wird, so erkünstelt aus, dass einem die Lust bald vergeht."[2]) Es findet sich jedoch ein reichhaltiger Niederschlag seiner Gedanken darüber in den Briefen an Goethe, Körner und Wolf.[3]) Ein glänzendes Gesamtbild seiner Ansichten von der französischen Nation, entwarf er in einem Schreiben an Jacobi vom 26. Okt. 1798.[4]) Hierüber äusserte er sich, zehn Jahre später, dass es „wirklich zum besten gehöre, was er je gemacht habe."[5]) Als wichtigste Quellen kommen dazu sein Bericht über das „Musée des petits Augustins" und sein Aufsatz „Über die gegenwärtige französische tragische Bühne." —

„Ich hätte wohl eine Arbeit über Diderot im Sinn, der mir gerade ein sehr dankbares Sujet scheint, vieles zu sagen, was den französischen Nationalgeist überhaupt charakterisiert."[6])

[1]) „Humboldts Briefe an Jacobi", hrsg. v. Leitzmann, S. 63.

[2]) Humboldts Briefe an Körner: hrsg. v. Jonas, S. 101.

[3]) Diejenigen Briefe an Schiller, die vor allem in Betracht kämen, sind verloren gegangen.

[4]) S. o. S. 59 ff.

[5]) „W. u. K. v. Humboldt in ihren Briefen", hrsg. v. A. v. Sydow. 3. Bd. S. 11.

[6]) an Körner, S. o. S. 96.

Dieser Aufsatz, der ein Kapitel der grossen Zeitcharakteristik sein sollte, kam nicht zustande; immerhin sind in einem Briefe an Goethe (18. März 1799) eine Reihe von Gesichtspunkten, die für eine solche Arbeit massgebend gewesen wären, überliefert.

Diderot besitzt den echten Charakter seiner Nation, die fast „ausschliessliche Überlegenheit des Verstandes" auf allen Gebieten des geistigen Lebens. Die französische Dichtung ist der Ausdruck einer vom Verstande beherrschten Phantasie. Selbst die Empfindung der Franzosen nimmt unter seiner Führung einen höheren Flug, als die „eigentlich physische". Sie wird dadurch zwar nicht unwahr, kalt oder erkünstelt, führt aber dennoch eine Sprache, die den Anteil des Denkens zu deutlich verrät. Anstelle der natürlichen, tiefen Empfindung lebt im französischen Gemüte mehr Leidenschaft, die durch den Einfluss des Verstandes ihre ursprüngliche Einfachheit verliert und ein gewisses Raffinement erhält. Eine für das gewöhnliche Leben äusserst vorteilhafte Folge dieser Anlage des französischen Nationalcharakters[1]) ist der die Franzosen auszeichnende praktische Sinn; aber gerade er mit seiner „mehr ausser sich aufs Leben gerichteten, als eigentlich in sich gekehrten und künstlerisch gestimmten Einbildungskraft" macht sie für ein höheres Leben, das aus sich die Blüten wahrer Poesie und echter Philosophie treibt, unfähig. So heisst es wiederum von Diderot: es fehlt ihm die höhere Anschauungsgabe und schöpferische Einbildungskraft; er bleibt in seinen Schriften stets räsonnierend und vergleichend. Darin liegt allerdings seine ganz bewundernswerte Stärke.

„Es gibt eine Eigenschaft, die den Franzosen vorzugsweise vor dem Deutschen eigen ist, — die Besonnenheit, die so

[1]) „Der frz. Nationalch.", fasst Humboldt einmal zusammen, „besitzt eine nicht gerade lang anhaltende, aber leicht erregte und schnell wirkende Heftigkeit, die aber mit kalter besonnener Gewandheit verbunden ist, und sich mehr nach aussen hin zum Handeln, als nach innen zum grübelnden Nachdenken, Dichten oder Empfinden neigt". Die Beurteilung dieses Satzes wird insofern erschwert, als er schon vor seinen Pariser Studien im Essay über das 18. Jahrh. (S. o. Ges. S. II, 66) steht und in dem Zusammenhange den Eindruck macht, als sei er vorzüglich das Ergebnis des Versuchs, begrifflich zwei extreme Ansichten über den frz. Char. zu vereinen.

wenig bloss ruhig ist, dass sie ihm auch in der höchsten Bewegung nicht fehlt".[1]) Wie oft muss sich der Deutsche schämen? der Franzose nur selten, denn er berechnet stets sein ganzes Tun und Denken auf die Wirkung. Dadurch erringt er sich seine politischen und gesellschaftlichen Vorteile. Im Umgang mit ihm erscheint der Deutsche unbeholfen und ungeschickt. Der französische Schauspieler und der französische Literat verliert das Publikum nie aus dem Bewusstsein; deshalb schreibt dieser lesbare Bücher, jener spielt vom Beifall der Zuschauer umrauscht. Diese Besonnenheit — eine Seite des den Franzosen angerühmten praktischen Sinnes — lähmt zwar den hohen idealischen Flug der Empfindung, hindert wohl auch das tiefe Forschen nach Wahrheit, fördert aber dafür die Verbreitung der errungenen Erkenntnisse, bricht die Gewalt des rohen Naturtriebs und begünstigt das Streben nach Form, sowohl in täglichen Leben, als auch in der Kunst.

Zahlreich sind Humboldts Urteile über die französische Kunst, was ja bei seiner nahen Beziehung zu den Heroen der deutschen Literatur keine Verwunderung hervorrufen kann; doch gerade bei diesen Bemerkungen muss man sich stets vor Augen halten, dass sie von dem von klassizistischem Kunstdogmatismus und von ethisch-ästhetischem Idealismus erfüllten Freunde Schillers und Goethes stammen.

Die französische Schauspielkunst gibt kein hohes und idealistisches Bild von dem Menschencharakter, sie besitzt aber das in reichem Masse, was dem deutschen Schauspiele fehlt: Gleichmass und Schönheit der äusseren Erscheinung. Sie lebt mit den verwandten Künsten, der Malerei und Skulptur in inniger Verbindung. Damit aber ist das Lob so ziemlich erschöpft. Zur Kraft und Wahrheit der Natur, zu einer seelenvollen und idealischen Darstellung der Menschheit hat sich noch kein Franzose aufgeschwungen; und wie er jemals dazu kommen sollte, sieht Humboldt nicht ab. Der französische Schauspieler begleitet zwar mit malenden, gemessenen Gebärden seine Worte, er versteht auch seine Stellungen und Bewegungen in den engen Grenzen des Schönen zu halten, aber er stellt nicht die durch

[1]) an Jacobi S. o. S. 68.

einen bestimmten Charakter individualisierte Gemütsbewegung dar, sondern nur die Leidenschaft, wie sie sich augenblicklich, äusserlich in Haltung und Miene offenbart.

Wir Deutschen halten eine solche Kunst, der jede Charakterisierung abgeht für Unnatur; die Franzosen nehmen sie für Natur: Macht nicht jede Nation das zu ihrem Naturbegriff,[1]) was ihr leicht und gewöhnlich erscheint? fragt Humboldt. Da der Franzose das Einfache für natürlich, das Geschmackvolle, nicht Anstössige und nicht Übertriebene für Kunst hält, so ist die Vereinigung beider Begriffe leicht erklärbar.

Humboldt sieht tief genug, um zu erkennen, dass die Vorzüge und Fehler der französischen Schauspieler viel weniger auf das Konto ihres Standes und ihrer Schulung, als vielmehr auf das des französischen Nationalcharakters zu schreiben sind. Denn können sie am Ende andere Charaktere zeigen, als sie der Dichter ihnen gibt, oder sie anders darstellen, als sich die Nation darstellt? Dass diese Schauspieler das Frappierende und Kontrastierende suchen und oft in Rede und Gebärde manieriert werden, ist die Schuld der ganzen Nation, die das will und selbst tut; dass sie nur Leidenschaft und keine eigentlichen Charaktere schildern, ist die Schuld der französischen Dichter, die unfähig sind, wirklich lebensvolle Gestalten zu schaffen.

Den Sinn für echte Poesie spricht Humboldt den Franzosen ab; man konnte es ja schon aus dem bisher Gesagten hinlänglich erschliessen. Ihre Sprache ist undichterisch. „Das einzige, was man von der französischen (Sprache) vielleicht behaupten könnte, wäre die Unmöglichkeit, je einen dichterischen Teil zu bekommen. Französische Poesie kann leicht untergehen, und unwiderbringlich untergehen . . . .“[2]) Welcher Wandel in der Beurteilung der französischen Literatur seit Friedrich dem Grossen, der doch erst wenige Jahre verstorben war!

---

[1]) Vergl.: „Kein Begriff ist bei der Kenntnis nationaler Verschiedenheiten so wichtig, und keiner vielleicht müsste zum Behuf der Charakterbildung so sorgfältig bestimmt werden. Denn wer sich den reinsten und würdigsten Begriff von dem, was man Natur nennt, zu eigen gemacht hat, ist unstreitig auch der gehaltvollste Mensch, da man immer von selbst alsdann einer solchen Natur hinstrebt.“ (Ges. S. II, 387.) Vergl. auch Briefe an Körner, s. o. S. 99 f.

[2]) an Jacobi S. o. S. 70.

Ein scharfes Auge hat Humboldt für das Wesen der französischen Sprache. Wir Nachgeborenen entdecken leicht in diesen Betrachtungen die ersten Regungen des sprachforschenden und sprachvergleichenden Geistes des älteren Humboldts.

Der Deutsche kennt im Vergleich zu den Franzosen weniger „die Notwendigkeit der Zeichen"; infolgedessen fehlt seiner Kunst häufig der äussere Glanz, die dem Inhalte entsprechende Erscheinung. Viel deutlicher noch zeigt sich dieser Nationalunterschied in der Sprache. Wie geläufig, klar und präzis redet selbst der ungebildete Franzose! Wo der Deutsche mühsam nach Ausdruck ringt, indem er selbständig, unabhängig von den festen Sprachgebilden auf den Sinn der Sache loszustreben und sich seine eigenen Begriffe zu formen sucht, benutzt der Franzose spielend fertige Gedanken und erhärtete Begriffe. Im Leben des Alltags, in der anspruchslosen oder der geschäftlichen Konversation, bietet natürlich dadurch die französische Sprache grosse Vorteile; doch lastet andererseits der erstarrte Wortschatz ausgeprägter Gedanken und Gefühle wie ein schweres Gewicht auf dem französischen Geiste, das ihn hindert die schmalen, verschlungenen Pfade des Philosophen zu betreten und die hohen, kühnen Stege der dichterischen Phantasie zu erklimmen. Welch' frische, ungehemmte Kraft eines in voller Blüte der Entwicklung stehenden Geistes offenbart sich dagegen in der bildungsfähigen, flüssigen Sprache der Deutschen!

Die französische Nation steht ganz im Banne der „Zeichen". Das Geheimnis der Philosophie sucht sie fast einzig in dem „Einfluss der Zeichen auf die Begriffe"; ihr Streiten um die Wahrheit führt schliesslich auf einen blossen Wortstreit hinaus.[1]) Sehr bezeichnend ist es, dass Humboldt insofern in Diderot eine „merkwürdige Erweiterung des französischen Charakters" erblickt, als sein Geist „auf die Wahrheit,

[1]) Humboldt meint vor allem die „Theorie der Zeichen" wie sie der positivistische Ideologe Condillac ausgebildet hat. „Nach dem Prinzip der ‚Semeiotik" sind die Empfindungen des Menschen nur Zeichen für Dinge und nicht deren Abbilder, und besteht das Denken nur in der korrekten, widerspruchslosen Verbindung solcher Zeichen." (Windelband: Gesch. d. neueren Philosophie I, 401).

die man als Natur der Künstelei und als Wirklichkeit den Zeichen entgegensetzen kann", gerichtet ist. „Die eigentliche tiefe Wahrheit der Dinge, die auf der Bedeutung ihres Ganzen, ihrem Zusammenhange untereinander und vorzüglich ihrer Beziehung auf unsere Darstellungs- und Anschauungsweise beruht, ist ihm durchaus fremd."[1]) Diderot nimmt darnach eine Zwischenstellung zwischen beiden Nationalitäten ein: er ist mehr als Franzose, aber weniger als Deutscher.

Die französische Philosophie gewann also Humboldt keine hohe Achtung ab. Was konnten auch die armseligen Versuche, der französischen Philosophen, wenn es tief ging, die mannigfaltige und doch einheitliche Erfahrungswelt in blosse Sinnesempfindungen aufzulösen, für einen Mann bedeuten, dessen Gedanken von Schillers Idealismus durchglüht, durch Kants Kritizismus gehämmert und gestählt, in der deutschen Geistesschmiede entstanden waren? Zudem begnügten sich die Franzosen gewöhnlich mit einer oberflächlichen Begriffsanalyse und kamen so in ihrer Verständnislosigkeit für den lebenden Inhalt jedes Begriffes den flachen deutschen Popularphilosophen der Aufklärungszeit gleich.

Und vollends, wo bleibt in der französischen Nation die erhabene, alles Irdische überragende Idee der Kant'schen Moral, wo die lebende, strebende Sittlichkeit Schillers? „De créer ses habitudes vertueuses" ist das Ziel der französischen Moralisten. Statt echter Tugend, wollen sie vernünftigen Eigennutz. Ihr Wille ist zu schwach und zu krank für den heroischen Entschluss, nach frei gewählten ethischen Maximen zu handeln. Argwöhnisch verbannen sie jeden edlen Gefühlsaufschwung aus ihrer Brust, aus Furcht in Schwärmerei zu verfallen und sich lächerlich zu machen; so ist die einzige, elende und wenig achtenswerte Stütze ihrer Moralität: einwandsfreie Gewohnheit. —

Von „äusseren Umständen und Begebenheiten des Tages" sind Humboldts Bemerkungen in der Tat kaum beeinflusst; man bedenke nur: In der Zeit nach der französischen Revolution, als Napoleon seine glänzende Laufbahn betritt und Frankreich zu der weitesten Expansionspolitik antreibt, schreibt Humboldt in seiner stillen Wohnung in Paris, dass er das „innere Prinzip

[1]) an Goethe: S. o. S. 60.

des Lebens", das einer Triebfeder gleich aus sich höhere Tätigkeit hervorbringe, in dieser Nation vergeblich suche; zugleich stellt er mit stolzer Genugtuung fest, dass mehr als irgendwo, in der deutschen Nation „das wahrhaft heilige Feuer, dass allein die Menschheit läutert und nährt" brenne. Von der französischen Kultur heisst es aber: „Die Erscheinung, die sich einem anitzt am häufigsten aufdrängt, ist Mattigkeit und Schwäche. Nirgends sieht man Energie, Feuer und Leben."[1]) Wenn Humboldt auch den kläglichen Zustand der Philosophie, der Poesie, der Kunst und des gesellschaftlichen Lebens zum Teil als die notwendige Folge der Schreckenszeit der französischen Revolution anerkennt, so findet er ihn doch tief im französischen Nationalcharakter begründet: denn es fehlen den Franzosen vor allem die ersten Bedingungen zum Kulturfortschritt, jene inneren Triebfedern, die I d e a l e.

Die zusammenfassende Schilderung des ungünstigen Eindrucks, die die im innersten krankende Kultur auf Humboldt macht, wendet ihre Spitzen vor allem gegen das Wesen des französischen Nationalcharakters: „Man vermisst die tiefe Energie des Geistes, die, durch wahre aber innere Erfahrung bereichert, nicht bloss Verhältnisse von Begriffen, sondern wahres Dasein entdeckt; man vermisst den grossen bildenden Sinn, durch welchen der ächte Dichter die Natur auffasst und darstellt; man vermisst endlich, und dies natürlich am schmerzlichsten, das reine sittliche Gefühl, das, auf den strengen Begriff der Pflicht bezogen, den erhabenen, auf das begeisternde Bild einer hohen idealischen Menschheit, den schönen und edlen; und in beiden Fällen, den uneigennützigen Tugendhaften bildet."[2])

---

[1]) an Jacobi, S. o. S. 61.

[2]) an Jacobi, S. o. S. 63.

Diese Ansicht Humboldts ändert sich mit den Jahren nicht. Als er 1814 im Lager der Verbündeten wiederum in Frankreich weilt, schreibt er an seine Gattin: „Das Streben nach dem Göttlichen fehlt (allerdings) den Franzosen als Nation, und man kann fast ohne Ausnahme hinzusetzen, auch im einzelnen. Denn es ist das Streben nach dem Idealischen, schlicht und einfach genommen, und gerade das ist ihnen ganz fremd. Sie sind befangen im gewöhnlichen Leben oder künstlich maniriert in dem, was darüber hinausgeht. Man kann darum keine sonderliche Achtung für sie haben." (W. u. K. v. Humboldt i. ihren Briefen: IV, 232.)

Es weist also nicht nur die Richtung ihrer geistigen Tätigkeit und ihrer Kultur von dem Wege zum Menschheitsideal ab, sondern es sind schon die Quellen, aus denen nationales Leben entströmt, verunreinigt. An dem französischen Nationalcharakter liegt es im Grunde, wenn in ihrer ganzen Literatur kein einziges Denkmal vorhanden ist, in dem sich ein „entschiedenes Streben nach tiefer Philosophie, echter Poesie, oder erhabener und idealischer Sittlichkeit in vollkommener Reinheit" offenbart. Wenn sich darum die Franzosen nicht aufraffen und in voller Zuversicht und unerschütterlichem Kraftbewusstsein die hohen Ideale des Wahren, Guten und Schönen schaffen, sie zu Leitsternen ihres Lebens und Strebens machen, und somit ihrer Kultur eine neue Richtung gaben, sind trotz mancher guten Eigenschaft[1]) ein dem Untergang geweihtes Volk, das Zweck und Ziel verfehlt hat.

Entschiedener kann eine Nation nicht aus dem Kreise der zur Verwirklichung des Menschheitsideals berufenen Völker ausgestossen werden; denn müssten die Franzosen nicht ihr eigenes Wesen überwinden, um auf den rechten Weg des Fortschritts zu gelangen? Kann denn wirklich das einmal eigentümliche Wesen, in dem doch auch das ganze Willensvermögen eingeschlossen liegt, von Grund aus verändert werden?

Humboldt ist nicht sittlich entrüstet, er „trotzt nicht auf seine Tugend", wenn er seine schwerwiegenden Worte spricht. Bei aller Idealität seiner Weltanschauung ist er doch der grosse Realist, der Leben, Menschen und Schicksal nehmen kann, wie sie sind. Es lebt in der Stimmung, mit der er der hehren Wirklichkeit gegenübertritt, etwas von antikem Geiste;[2]) vielleicht

---

[1]) Vergl.: „In Deutschland vergisst man gerne die Masse, um bei einigen Individuen stehen zu bleiben; hier, so achtenswert auch viele Einzelne sind, flüchtet man sich doch gerne zu diesem wirklich bewunderungswürdig sanften, guten und verständigen Volke hin". An Jacobi, S. o. S. 63 f.

Vergl.: „Überhaupt ist es ein Volk, unter dem es sich nach meinem Gefühl, sehr gut leben lässt, aber von dem ich weder Herr noch Diener sein möchte." W. u. K. v. Humboldt i. ihren Briefen: IV, 315 (18. April 1814).

[2]) Man lese folgende Briefstelle: „Das Schicksal ist nicht immer gerecht, und das ist eben, was ich mit dem Unterschiede zwischen dem Altertum und der modernen Welt zum Vorteil des ersteren meine, dass die Alten nicht so auf ihre Tugned trotzten und von der Weltregierung Lohn und Begünstigung

trägt sie gar einen schwach fatalistischen Einschlag. Der milde Sonnenschein des Verstehens ruht über seinem Urteil, auch wenn es missbilligend ist. So konnte er an Karoline bei der Erzählung eines unangenehmen, aufregenden Erlebnisses (des Duells mit Boyen) schreiben: „Ich, wie Du mich kennst, ich bin in meinem Leben auf niemand böse.“[1])

Hatte auch Humboldt, wie oben gezeigt worden ist, keine hohe Achtung vor der geistigen Anlage und der psychischen Stärke der Franzosen, so äusserte er sich doch im Hinblick darauf recht versöhnlich: „Weil sie aber weich und gutmütig und angenehm sind, so ist Mitleid die recht eigentliche Empfindung für sie, die bis zum Tragischen gespannt werden kann und muss, wenn so furchtbar wilde und ungerechte Gewalt ihre Schwäche und ihren Leichtsinn missbraucht.“[2]) Er dachte an Napoleon.

Humboldt weilte denn auch stets gern unter den Franzosen, selbst während des Winterfeldzuges 1814, wo es, wie er bezeugt, den Deutschen in Frankreich „fürchterlich missfiel“. Es hat aber sein Wohlgefallen an einem französischen Aufenthalt — was nicht übersehen werden darf — ein eigentümliches, persönliches Motiv. Man könnte es das froh empfundene Distanzgefühl des Geistesaristokraten nennen, den das umwogende Menschengewimmel nicht in seiner inneren Ruhe stören kann. Das offenbart aber auch zugleich, wie innerlich fremd und einsam er den französischen Individuen gegenüberstand als tüchtiger Sohn einer andern Kultur und Nation: „Der grösste Reiz des Lebens in Frankreich ist, meinem Gefühl nach, die Möglichkeit und Leichtigkeit, in der Menschenmasse ganz in sich, wie unter Fremden, fast wie unter Wesen, mit denen man fast nichts

---

forderten, dass sie fühlten, der Mensch könne höherem und geheimnisvollem Wirken erliegen, ohne es verschuldet zu haben, dass sie ewige und unumstössliche Gesetze, nicht eine gewissermassen willkürliche Leitung über Erde und Welt setzten. Daher war ihr Glaube vielleicht minder erhebend mit Trost, aber die Unverbrüchlichkeit des Weltlaufs, in den auch der einzelne Mensch als Ursache verknüpft ist, erschien und war im höchsten Grade, wie Du es sehr schön ausdrückst, mässigend im Glück und besänftigend im Unglück.“ W. v. H. an Karoline (S. o. IV, 170).

[1]) S. o. IV, 544.

[2]) S. o. IV, 232.

gemein hat, zu leben. Man fühlt dabei kein Hindernis, weil die Befriedigung jedes Wunsches leicht ist, man wird dazu angezogen, weil die Menschen immer ein buntes Schauspiel geben, durch das man doch nicht veranlasst wird, sie von der Bühne zu sich herunterziehen zu wollen."[1])

An seinen Beobachtungen, die er an sich und an den Menschen während früherer Jahre in Frankreich gemacht hatte, hielt er auch 1814 fest: „Überhaupt finde ich mich doch ganz mit den Haupteindrücken, die Land und Menschen sonst auf mich machten, wieder; man wird von nichts stark ergriffen, aber eine gewisse gefällige Mässigkeit, wenn man das Wort recht versteht, ein Schweben zwischen dem Hohen und Tiefen, dem Kräftigen und Rohen bietet sich immer in allem, Leblosen und Lebendigem dar."[2]) —

Humboldt besitzt die ganze Ehrenhaftigkeit und das empfindliche Gewissen des deutschen Mannes der Wissenschaft, der es niemals vor sich verantworten kann, etwas als Ergebnis seines Forschens hinzustellen, von dessen Richtigkeit er nicht überzeugt ist. Sein Streben nach Wahrheit überwiegt jede persönliche Vorliebe und Neigung. Wer aber wird ohne weiteres den Zweifel unterdrücken, ob er seine kraftvolle, norddeutsche Persönlichkeit jedesmal bis zu einer kalten, von keinem Gefühl beeinflussten Betrachtung des Rein-Tatsächlichen verleugnen konnte? Und dieser Zweifel wird erhärtet, wenn man sich der zahlreichen Briefstellen[3]) erinnert, wo er den Freunden seine Sehnsucht nach dem deutschen Leben gesteht und ihnen die Bedenken, die ihm, dem feinen Selbstbeobachter und gewissenhaften Gelehrten, auftauchen mussten, mitteilt: „Wie Sie sogar die Beschränktheit meiner Natur kennen, müssen Sie fühlen, dass mir alles, was mich ausserhalb Deutschlands umgeben kann, doch immer heterogen bleibt."[4]) Machte er doch auch in demselben Briefe Goethe gegenüber die tiefsinnige Bemerkung, dass die Ausbildung nationaler Kultur und besonders

[1]) S. o. IV, 352.

[2]) S. o. IV, 300.

[3]) Vergl.: an Jacobi, s. o. S. 60, 71; an Wolf, s. o. S. 208; an Körner, s. o. S. 88, 94, 99.

[4]) an Goethe s. o. S. 58.

der Fortschritt eines Volkes in Philosophie und Kunst die nationale Individualität steigere und das innigere Verstehen der Nationen erschwere. Humboldt betrachtete das Franzosentum in rein wissenschaftlichem Interesse, aber natürlicherweise mit seinen deutschen Augen.

Dass Humboldts Beurteilung des französischen Nationalcharakters trotz subjektiver Färbung einen sehr bedeutenden Gehalt an Objektivität hat, liegt zum grossen Teil an der Art und Weise seines Erkennens und Denkens. Humboldt sah — zeitweise ganz in Schillers Gedankenwelt lebend — gleichsam in der Wirklichkeit Ideen; was ihm blosse Anschauung oder ein Gefühl war, suchte er andern begrifflich klar zu machen, ein Unternehmen, das ihm nach Aussage seiner Freunde nicht immer gelang.[1]) Daher rührt sein gar oft weicher, verschwommener, dunkler Stil. Haym sagt mit Recht: „In diesem Dämmerlichte zwischen sinnlicher Anschauung und begrifflicher Abstraktion bewegt sich das Humboldtsche Philosophieren durchweg.“[2]) Einen um so grösseren Wirklichkeitsgehalt besitzen aber dafür seine abstraktesten Ausführungen, die sich als zarte Vergedanklichungen von Geschautem oder Gefühltem an die Realität anschmiegen und so oft fest auf der Erde fussend, dem Riesen Antäos gleich, Kraft und Leben daraus ziehen. Es sind daher auch seine Bemerkungen über den französischen Nationalcharakter keine dürren, leblosen Gedankenschöpfungen. —

Nicht ohne Absicht wurde Humboldts Anschauung von der französischen Nation ein so breiter Raum gewährt; denn sie ist nicht nur das umfassendste und tiefsinnigste Zeugnis, wie selbständig ein grosser Deutscher, als fast ganz Europa von französischem Waffenlärm erfüllt und Frankreich weithin als der kultivierteste Staat galt, über diese Nation dachte, sondern sie war auch von grosser Wirkung auf die Zeitgenossen. Humboldts Ansichten wurden sehr beachtet.

[1]) So schreibt z. B. Schiller an Goethe (27. April 1798) über eine dunkle Briefstelle Humboldts (. . . an Goethe, s. o. S. 47), die den franz. Charakter betrifft: dass sie ihm vermutlich selbst nicht recht klar gewesen sei; ausserdem scheine das „Ganze mehr eine Anschauung als einen deutlichen Begriff auszusprechen.“

[2]) Haym: „Wilhelm v. Humboldt“ 1856, S. 117.

Als z. B. die Schauspielergruppe Talmas, von Napoleon nach Erfurt (1808) gebracht, den Deutschen ihre Kunst zeigte und darüber „wieder im Publikum viel Gerede über den Vorzug von Deutschen und Franzosen“[1]) entstand, berief man sich vielfach auf Humboldts Aufsatz über die französische Schauspielkunst, der bei dieser Gelegenheit neu abgedruckt wurde.

Allerdings war Humboldts Urteil zu durchdacht und zu subtil, ausserdem auch zu verfrüht, um damals ohne weiteres in Deutschland populär werden zu können. Er selbst war sich seiner Kühnheit bewusst, bei der Beurteilung der französischen Kultur seine eigenen, der Allgemeinheit entgegengesetzten Bahnen zu beschreiten. „Die französische Sprache und Literatur lieben, werden gross Ärgernis daran haben.“[2]) Nichtsdestoweniger fand er den Beifall der Männer, auf den es ihm allein anzukommen brauchte. Es ist bekannt, dass Jacobi den grossen, mehrmals erwähnten Brief über den französischen Charakter sorgfältig abschreiben liess und aufbewahrte, um ihn von Zeit zu Zeit wieder zu lesen. Auch bat er Humboldt, ihn drucken lassen zu dürfen.[3])

Humboldts Ansicht war aber vor allem nach dem Sinne Schillers, wie man leicht aus dessen nicht allzu reichen Bemerkungen über das Franzosentum ersehen kann. Es fehlt den Franzosen das, „was man Gemüt nennt“; sie besitzen keine leitenden Ideale. „Das ist keine Frage, dass sie bessere Realisten als Idealisten sind, und ich nehme daraus ein siegendes Argument, dass der Realism keinen Poeten machen kann“.[4]) Um diesen Nachsatz schreiben zu können, musste Schiller mit Humboldt überzeugt sein, dass den Franzosen der eigentliche Sinn für Poesie abgehe. Man erinnere sich noch, wie Humboldt über die Ethik der Franzosen gedacht hat, und vergleiche dann Schillers Äusserung: „Es ist wirklich der Bemerkung wert, dass die Schlaffheit über ästhetische Dinge immer sich mit der moralischen Schlaffheit verbunden zeigt, und dass das reine strenge Streben nach dem hohen Schönen, bei der höchsten

---

[1]) W. u. K. v. Humboldt i. ihren Briefen. S. o. III, 41.

[2]) S. o. S. 11.

[3]) S. o. S. 11.

[4]) Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe: Brief 452.

Liberalität gegen alles, was Natur ist, den Rigorism im Moralischen bei sich führen wird.“[1]) Von „reinem Streben nach dem hohen Schönen“ sind aber die Deutschen erfüllt, die berufen, das erhabene Humanitätsideal zu verwirklichen, das wahre Menschheitsvolk bilden.[2])

In seiner Auffassung vom französischen Theater ist Schiller stark von Humboldt beeinflusst. In dem Gedichte „An Goethe, als er Voltaires Mahomet auf die Bühne brachte“ klingen die Gedanken des Humboldtschen Aufsatzes an, besonders vernehmbar in der letzten Strophe.[3])

Wie Schiller, liess sich auch gerne Goethe von dem in dieser Frage erfahreneren Freunde belehren. Goethe bedankte sich in einem Briefe für die „schöne Belehrung“ und schrieb weiter: „Dieser Aufsatz hat auf mich und Schiller einen besonderen Einfluss gehabt und unser Anschauen des französischen Theaters völlig ins Klare gebracht.“[9]) Er übersetzte damals gerade Voltaires „Mahomet“. „Da ich das Stück nicht allein ins Deutsche, sondern womöglich für die Deutschen übersetzen möchte, so war mir Ihre Charakteristik beider Nationen über diesen Punkt ein äusserst glücklicher Leitstern und ist es noch jetzt bei der Ausarbeitung.“[4]) —

Goethe behielt sein ganzes Leben lang bestimmte Eindrücke vom französischen Nationalcharakter bei. Die französische Nation ist lebhaft, gesellig oder geistreich, heisst es stets da und dort. Sie besitzt vorzüglich einen praktischen Sinn; ihre Phantasie ist durch die überwiegende Verständigkeit

---

[1]) S. o. Brief 433.

[2]) Vergl. „Deutsche Grösse“ i. Cotta Säkularausgabe: II, 386.

[3]) „Nicht Muster zwar darf uns der Franke werden,
Aus seiner Kunst spricht kein lebend'ger Geist;
Des falschen Anstands prunkende Gebärden
Verschmäht der Sinn, der nur das Wahre preist.
Ein Führer nur zum Bessern soll er werden,
Er komme, wie ein abgeschiedner Geist,
Zu reinigen die oft entweihte Szene
Zum würd'gen Sitz der alten Melpomene.“

[4]) Briefwechsel Goethes mit Humb. S. o. S. 136.

beherrscht; ihr Geist ist mehr nach aussen, als nach innen in die Tiefe gerichtet.

Es ist sehr interessant zu beobachten, wie sich aber Goethes Urteil über sie in den späteren Jahren trotz dieser bleibenden Elemente zu ihren Gunsten langsam änderte; denn zunächst, wohl unter Humboldts und Schillers Einfluss, bemühte er sich kritisch zu schauen und sah denn auch nicht allzuviel Erfreuliches an und bei den Franzosen, wenn er dabei auch seine hohe Meinung von Voltaire und Diderot nie verleugnete.[1]) So schrieb er in dieser Zeit an Schiller, bei Übersendung französischer Blätter: „Wir sind dergleichen salbaderische Gemeinplätze in der Natur zuwider. Die französische Sprache ist aber auch recht dazu gemacht, um die Erscheinung der Erscheinungen auszudrücken; übrigens scheinen ihre Literaturen so zahm, als ihre Politik gewaltsam ist.“[2]) Und etwa: „Die Franzosen muss Humboldt, wenn sie ein theoretisch Gespräch anfangen, ja zu eludieren suchen, wenn er sich nicht immer von neuem ärgern will. Sie begreifen gar nicht, dass etwas im Menschen sei, wenn es nicht von aussen in ihn hineingekommen.“[3]) Von einem gut geschriebenen französischen Aufsatze über „Hermann und Dorothea“ hiess es: er habe ihn mit Schillers Augen nochmals angesehen und gefunden, „er wäre ein Wunder, wenn ihn ein Franzos geschrieben hätte“.[4]) Tatsächlich war auch ein Deutscher der Verfasser. In seinen Anmerkungen zu „Rameaus Neffen“ lassen sich Urteile finden, wie: Bei aller ihrer Lebhaftigkeit erscheinen die Franzosen in ihren Vergnügungen eintönig; die Franzosen tun alles nach aussen hin und machen sich nicht den geringsten Vorwurf, unmässig eitel zu sein.

Später aber, mehrere Jahre nach Schillers Tod erfasste ihn eine gewisse Neigung zu der französischen Nation, und solche abfälligen Urteile verstummten; es erwachte in ihm ein grosses Interesse an der neu entstehenden Literatur Frank-

---

[1]) Übersetzte doch Goethe in diesen Jahren Voltaires „Mahomet“ und „Tancred“ und Diderots Dialog „Rameaus Neffe“, zu dem er Anmerkungen verfasste, auf die er viel hielt.

[2]) Goethe an Schiller, s. o. Brief 440.

[3]) Goethe an Schiller s. o. Brief 432.

[4]) Goethe an Schiller s. o. Brief 443.

reichs. Er verfasste eine Reihe von Aufsätzen über sie; er las regelmässig französische Zeitungen, z. B. „Le Temps" und die Zeitschrift „Le Globe", deren „geschickte" und „treffliche" Mitarbeiter er bewunderte. Guizot, Cousin, Villemain waren ihm die tüchtigsten Vertreter des zeitgenössischen Frankreichs, von denen er, wie Eckermann erzählt, sagte: „Die Einsicht, Umsicht und Durchsicht dieser Männer ist gross; sie verbinden vollkommene Kenntnis des Vergangenen mit dem Geist des neunzehnten Jahrhunderts . . . . .[1]) Beim Anblick der neuesten Erscheinungen in der französischen Literatur empfing er den Eindruck, dass „das eigentlich innere Wirksame bei den Franzosen jetzt am tätigsten sei, und dass sie deshalb zunächst wieder einen grossen Einfluss auf die sittliche Welt haben werden".[2]) Als am 24. Juni 1827 die Zensur in Frankreich wieder eingeführt wurde, meinte Goethe sogar: „Mir ist für die Franzosen in keiner Hinsicht bange, sie stehen auf einer solchen Höhe welthistorischer Ansicht, dass der Geist auf keine Weise mehr zu unterdrücken ist . . . . . Die Franzosen haben bisher immer den Ruhm gehabt, die geistreichste Nation zu sein, und sie verdienen es zu bleiben."[3]) Das heisst zum mindesten wohlwollend gesprochen und nur die hellen Lichtpunkte, nicht aber die breiten Schattenseiten der französischen Nationaleigentümlichkeit beachtet haben; und doch sind diese Aussagen alle gut zu verstehen; denn zunächst ist ein Aufschwung des französischen Geisteslebens nach dem Sturze Napoleons nicht zu verkennen. Die Naturwissenschaften standen ja auch vorher auf hoher Stufe, und keiner musste dies besser wissen, als Humboldt, der es auch gerne zugab. Aber jetzt erst begannen die während der Revolution und der napoleonischen Kriege fast abgestorbenen Zweige des geistigen Lebens, vor allem der Poesie, wieder zu treiben. In der Dichtung wurden die eisernen Klammern der klassizistischen Regeln gesprengt und in freiem Strome floss das Denken und Empfinden der Nation.[4]) Chateaubriand, Béranger,

[1]) Eckermann, Gespräche mit Goethe, hrsg. v. L. Geiger, S. 265.

[2]) Goethe: „Französische Literatur" im Abschnitt „Ferneres über Weltliteratur".

[3]) Eckermann s. o. S. 205.

[4]) Vergl. Humboldts Brief an Körner (S. o. s. 87), wo auch er für die nächste Entwicklung der franz. Lit. voraussagt: „Es ist doch im ganzen nicht

Lamartine waren die namhafteren, neuen Dichter, ohne die zahlreichen, in ihrer Zeit wirkungsvollen, schriftstellernden Politiker zu erwähnen.

Immerhin mochte Goethes Vorliebe und freundliche Gesinnung auch zum guten Teil aus dem persönlichen Motive herrühren, dass die Franzosen seine Werke in diesen Jahren mehr beachteten und sie in ihrer Mehrzahl ins Französische übersetzten während sie sich früher den meisten gegenüber ablehnend verhielten.[1]) Schrieb er doch selbst: „Nun dürfen wir nicht leugnen dass wir Deutsche gerade wegen dieses eigensinnigen Ablehnens, auch gegen sie eine entschiedene Abneigung empfunden, dass wir uns um ihr Urteil wenig bekümmert und sie gegenseitig nicht zum günstigsten beurteilt haben."[2]) Indem sie aber uns schätzten,[3]) begannen wir sie mit freundlicheren Augen anzusehen; dies ist der Sinn der folgenden Sätze.

Andererseits ist das liebevolle Einleben in die fremde Nationalität der ungetrübte Ausfluss seiner Persönlichkeit und seiner im Grunde kosmopolitischen Bildung und Geschichtsbetrachtung. Als man bei der allgemeinen deutsch-nationalen Erhebung der Jahre 1813 und 1814 auch von ihm, als dem grössten deutschen Dichter, gern ein patriotisches Lied, nach der Weise eines Arndt, Körner oder Schenkendorf, vernommen hätte, äusserte sich im Jahre 1830 Goethe Eckermann gegenüber: . . . „Wie hätte ich nun Lieder des Hasses schreiben können ohne Hass! Und, unter uns, ich hasste die Franzosen nicht, wiewohl ich Gott dankte, als wir sie los waren. Wie hätte auch ich, dem nur Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nation hassen können, die zu den kultiviertesten der Erde

---

zu leugnen, dass sich die Kultur nach und nach mehr ihrer konventionellen Fesseln entledigt, mehr zur Natur zurückkehrt, freier in den Formen und reicher an Stoff wird."

[1]) Vor 1800 gab es nur franz. Übersetzungen von „Werther" (die erste 1776 von Seckendorff) und zum Teil sehr willkürliche Bearbeitungen von „Götz von Berlichingen", „Clavigo" und „Stella".

[2]) Goethes: „Frz. Lit." im Abschnitt: „Oeuvres dramatiques de Goethe".

[3]) Die franz. Romantik schaute viel nach Deutschland. Unter andern ist es dafür bezeichnend, dass Sainte Beuve, Ballanche, Viktor Hugo, Balzac, Alfred de Vigny, Jules Janin Goethe huldigten, indem sie ihm ihre neuesten Werke als Autorgeschenke zukommen liessen.

gehört und der ich einen grossen Teil meiner eigenen Bildung verdankte!“[1])

Diese Worte sind ein für Goethe äusserst charakteristisches Bekenntnis. Wenn Goethe auch die Deutschen für tiefer veranlagt und ihr Kulturleben für höher und wertvoller hielt, so war er doch weit davon entfernt, die französische Nation zu verurteilen. In seinen freien, grossen Augenblicken, wo er ganz sich selbst war und nicht etwa dem Einfluss einer ihm heterogenen Natur, Schillers, unterlag, zerflossen ihm die Nationalunterschiede; und alles Geschehen und Werden schien ihm als gleich notwendige, in sich gleichberechtigte Regung der einen göttlichen Natur, jedes Urteil aber, ob anerkennend oder verwerfend, als menschliche Befangenheit. Er lebte dann in seiner monistischen Welt. Wurde er deshalb nicht von den Klassizisten und jüngeren Romantikern als Verkörperung des Humanitätsideals gefeiert, bei dem die bedingte Sinnlichkeit und die unbedingte Sittlichkeit in vollkommener Versöhnung in einander ruhen? Und so war er das erstrebenswerte Endziel der noch im strengen Dualismus der Notwendigkeit und Freiheit ringenden Menschen. Solche aber beurteilen alles nach seiner Entfernung vom Ideale. Das ist denn auch der tiefste Grund, warum Humboldts und Schillers Urteil über die französische Nation so hart ausgefallen ist, im Vergleich zu dem toleranten, naiven Goethes. —

---

[1]) Eckermann, s. o. S. 589.

Lebenslauf.

August Friedrich Raif, katholisch, ist am 9. Juni 1888 als ältester Sohn des Rechnungsrats August Ludwig Raif in Karlsruhe geboren. Nach dem üblichen Besuch der Vorschule trat er im September 1897 in das Grossherzogliche Gymnasium seiner Vaterstadt ein. Nach 9 Jahren, im Juli 1906, erhielt er das Reifezeugnis und bezog die Universität München. Sein Studium war Geschichte, Deutsch und Philosophie. Nach drei Semestern ging er an die Universität Freiburg, wo er im ganzen vier Semester studierte; dazwischen verbrachte er ein Semester in Heidelberg. Am 11. Juni 1910 bestand er das mündliche Doktorexamen. —

Den wärmsten Dank schuldet er seinem verehrten Lehrer, Herrn Geh. Hofrat Professor Dr. Friedrich Meinecke, der ihm die Anregung zu seiner Doktorarbeit gab, ihre Entstehung mit Wohlwollen verfolgte und es an freundlichem Rat nie fehlen liess.

Buchdruckerei des Torgauer Kreisblattes G. m. b. H.